

**Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus**

**Robert Bosch Stiftung GmbH**

**Evaluation - Studie 1**

**Diskurse über  
Wissenschaftsjournalismus  
und  
Wissenschaftskommunikation**

**- Auftrag und Evaluation des Förderprogramms -**

Arbeitsgruppe für Kommunikationsforschung & -beratung (AGK) Zürich  
Venusstrasse 27, CH-8050 Zürich, (Tel) 0041'1'3116173 (Fax) 0041'1'3125016  
(E-Mail) [agk@dial.eunet.ch](mailto:agk@dial.eunet.ch)  
Zürich, Berlin 1998  
Freie Universität Berlin, Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft  
Arbeitsgebiet Wissenschaftsjournalismus

## Überblick

1.	Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus; Auftrag zur Evaluation	3
2.	Diskurse über vermutete Wirkungen von Wissenschaftsjournalismus	6
3.	Professionelle Diskurse über Wissenschaftsjournalismus	21
4.	Publizistikwissenschaftliche Diskurse über Wissenschaftsjournalismus	26
5.	Zusammenfassung	33

## 1. Der Auftrag zur Evaluation des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus

**Ein anspruchsvolles Programm.** Das Programm, mit dem die Robert Bosch Stiftung GmbH antrat, war anspruchsvoll, seine Finanzierung aufwendig, seine Umsetzung komplex, seine Realisierung schwierig. Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus wollte für deutsche Mediennutzer/innen ein erweitertes und verbessertes Angebot der journalistischen Berichterstattung in publizistischen Medien über medizinische, technische und naturwissenschaftliche Themen bereitstellen. Eine grössere Zahl besser ausgebildeter Wissenschaftsjournalisten/innen sollte die Menge und die Art und Weise der Wissenschaftsberichterstattung stimulieren. Gespräche mit Verantwortlichen in Redaktionen und Medienunternehmen sollten zunächst stützende und schliesslich fördernde Massnahmen in Redaktionen und Medienunternehmen bewirken. Wissenschaftsjournalistische Praxis sollte durch Lehrbücher und durch Angebote des - einzurichtenden - Lehrstuhls in Berlin gefördert werden; ebenso durch Auslandsstipendien und Fortbildungsseminare für Wissenschaftsjournalisten/innen und durch direkte Begegnungen mit Wissenschaftler/innen.

Eingedenk der Tatsache, dass journalistische Beiträge in publizistischen Medien die wichtigsten Informationsquellen der Bürger/innen zu den Themen Wissenschaft, Forschung und Technologie waren und sind, sollte sich ein dermassen erweitertes und verbessertes wissenschaftsjournalistisches Angebot - positiv - auf die Einstellungen der Bürger/innen auswirken.

**Eine anspruchsvolle Aufgabe.** Die Aufgabe wurde gestellt, das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus seinen Wirkungen gemäss zu evaluieren.

Angesichts der Breite des Förderprogramms war es unerlässlich, Grenzen zu ziehen, denn die Evaluation sollte nicht zum "Super-Programm" - vor allem hinsichtlich der Finanzmittel - ausufern. Beschränkungen waren aber auch notwendig, um die Komplexität der Aufgabe zu reduzieren. Denn das Förderprogramm lief "draussen" in der Gesellschaft, "im wirklichen Leben" ab. Das Förderprogramm war kein Laborexperiment, dessen Datenkranz in den Einzelheiten umfassend und verlässlich kontrolliert werden konnte. Um nur dieses Problem anzusprechen: Wenn die Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien Deutschlands zeitlich parallel zum Förderprogramm ausgeweitet und verbessert worden ist, welche vereinzelt und/oder gebündelten Faktoren sind dann als determinierende zu bezeichnen? Die allgemeinen Veränderungen in der Medien-"Landschaft" im Zeitraum von immerhin 15 Jahren zwischen Anfang der 80er und Mitte der 90er Jahre? Die verschärfte intra- und/oder intermediale Konkurrenz? Eine veränderte Nachfrage der Mediennutzer/innen? Eine verstärkte Nachfrage der Mediennutzer/innen nach wissenschaftlich technischen Themen? Ein konsequent verwirklichtes redaktionelles Marketing? Eine Vielzahl von Wissenschaftsjournalisten/innen, die sich in hart geführten Preis- und Qualitätswettbewerben um eine - begrenzte - Nachfrage schlagen? Ein Wandel der Werte in der Gesellschaft? Eine verstärkte Bedeutung von Forschung & Entwicklung für die Konkurrenzfähigkeit der Unter-

nehmen? Eine verstärkte Bedeutung von Forschung & Entwicklung für die Attraktivität des Standortes Deutschland? Zudem könnte weiter gefragt werden, ob diese möglichen Entwicklungen strukturell und erwartbar oder einzeln und zufällig bedingt waren. Es bliebe die Frage nach dem "richtigen" Ausgangspunkt, die Frage, anhand welcher Messwerte die Lage zum Zeitpunkt  $t_0$  hätte bestimmt werden können. Aber nur schon mit diesen wenigen Fragen ist - immer noch auf einem vergleichsweise hohen Allgemeinheitsgrad - angedeutet, dass die Umweltbedingungen des Förderprogramms im Rahmen einer Evaluation der Wirkungen kaum detailliert und umfassend in den Griff genommen oder gar gebändigt werden konnten.

**Realisierung der Aufgabe.** Begrenzung und pragmatische Orientierung waren angesagt. Beschlossen wurde, Wirkungen des Förderprogramms im Rahmen von drei grösseren Studien zu prüfen; einer Befragung der Stipendiaten/innen des Förderprogramms, einer ausführlichen Befragung von Experten/innen und einer Inhaltsanalyse ausgewählter Tageszeitungen aus den alten, aber auch den neuen Bundesländern. Dazu sollten eine Sammlung der kommunikationswissenschaftlichen Literatur, wie auch fachliche Expertisen und wissenschaftliche Aussagen zum Thema ergänzt werden.

Für diese Untersuchungsanlage sprachen verschiedene Gründe. (1) Für eine Befragung der Stipendiaten/innen sprach, dass die Stipendien für wissenschaftsjournalistische und wissenschaftskommunikative Tätigkeiten den weitaus grössten Teil der Budgetmittel des Förderprogramms ausmachten. Es lag deshalb nahe, die direkt betroffenen Stipendiaten/innen ausführlich zu fragen, ob sie sich in Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation festsetzen konnten, bzw. ob sie die in sie investierten Mittel als wirksam eingesetzte einstufen. Mehrheitlich positive Antworten würden - erst noch aus der Sicht der direkt Betroffenen - bezeugen, dass der Grossteil der Mittel erfolgreich eingesetzt worden ist. (2) Für eine Befragung von Experten/innen sprach, dass eine vergleichsweise kleine Zahl von Experten/innen in Kürze grossflächige und trotzdem detailscharfe Übersichten zu einer Problemlage vermitteln und verlässliche Einschätzungen davon geben können, welche die relevanten Ursachen für die relevanten Entwicklungen waren, welche die relevanten Entwicklungen in nächster Zukunft sein und wohin sie führen werden. (3) Zudem sind Befragungen, hier in der Form der standardisierten Fragebogenbefragung der Stipendiaten/innen und in der Form der telefonischen, offenen, "qualitativen" Befragung der Experten/innen, vergleichsweise kostengünstige Instrumente.

(4) Die Wissenschaftsberichterstattung ausgewählter Tageszeitungen wurde in zwei Untersuchungszeiträumen, 1980 und 1995, analysiert. Dafür sprach, dass zum Zeitpunkt der Untersuchung keine Vergleiche der Wissenschaftsberichterstattung zwischen verschiedenen Zeitpunkten, also keine Langzeitvergleiche vorlagen. Zudem konnten für das Jahr 1995 Tageszeitungen aus den neuen Bundesländern einbezogen, die Wissenschaftsberichterstattung in "alten" und "neuen Rahmen" also systematisch verglichen werden. Empirisch analytisch angelegte Inhalts-

analysen sind aber vergleichsweise arbeitsaufwendige und damit teure Instrumente.<sup>1</sup> Somit musste einerseits die Zahl der zu untersuchenden Zeitungen, andererseits aber auch die Zahl und die Bündelung der Auswahlkriterien der Zeitungen auf einen single best indicator beschränkt werden.

(5) Für die ergänzenden Studien sprach, dass zum Beispiel für die "Bibliographie Wissenschaftsjournalismus" schon gut vorgearbeitet worden war.<sup>2</sup> Alle ergänzenden Studien konnten im Rahmen von desk research realisiert werden. Ausschlaggebend war allerdings, dass die Bibliographie in Zukunft gute Dienste für Wissenschaftler/innen und Journalisten/innen leisten kann. Das Argument der guten Vorarbeit galt sicherlich auch im Rahmen einer Sichtung der wissenschaftlichen Aussagen zum Thema.<sup>3</sup> Insgesamt konnte eine Basis gelegt bzw. ergänzt und vervollständigt werden, die zukünftige Vergleiche zur Art und Weise der Wissenschaftsberichterstattung in Deutschland sicherlich erleichtert. Die Sichtung der fachlichen Aussagen konnte die wissenschaftlichen Aussagen illustrieren und weiter ergänzen. Sie gab aber auch Hintergrund ab, vor dem die Entwicklungen des Wissenschaftsjournalismus und der Wissenschaftsberichterstattung zeitlich parallel zum Förderprogramm und mit dem Förderprogramm besser eingeschätzt werden können.

---

<sup>1</sup> Dies galt zumindest für die - noch andauernde - Zeit, da mit Papierausgaben von Zeitungen, bzw. mit auf Mikrofilm gespeicherten Ausgaben von Zeitungen gearbeitet werden musste.

<sup>2</sup> Vgl. dazu folgende Bibliographien: Erich Geretschlaeger, Ingrid Geretschlaeger: Wissenschaftsjournalismus - Science Writing. Annotierte Bibliographie, Salzburg 1978 (Arbeitsberichte des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, Heft 7); Michael Schanne: Auswahlbibliographie Wissenschaftsjournalismus, in: Michael Schanne (Hrsg.): "Wissenschaft" in den Tageszeitungen der Schweiz. Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich, Zürich 1986 (Diskussionspunkt 11); vgl. weiter die Arbeitsbibliographie von Renate Bader und die Beiträge von Walter Hömberg zu den Colloquien Wissenschaftsjournalismus der Robert-Bosch-Stiftung GmbH 1984, 1988 und 1992; neuerdings die Arbeiten von Sharon Dunwoody, Hans-Peter Peters: Mass media coverage of technological and environmental risks: A survey of research in the United States and Germany, in: Public Understanding of Science 1 (1990) 2, 199-230; Sharon Dunwoody und Marilee Long: Annotated bibliography of research on mass media science communication, Madison 1991; Anders Hansen: The media and the social construction of the environment, in: Media, Culture and Society 13 (1991) 4, 443-458; Matthias Kohring: Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Bestandesaufnahme und Theorieentwurf, Dissertation, Münster 1995; Otfried Jarren, Hartmut Wessler: Sozialwissenschaften und Massenmedien - Empirische Ergebnisse, Theorieperspektiven, Erkenntnispotentiale, Darmstadt 1996.

<sup>3</sup> Vgl. dazu: Werner A. Meier, Michael Schanne (Hrsg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken, Zürich 1996.

## 2. Vermutete Wirkungen von Wissenschaftsjournalismus: Gegen Ende der Laufzeit des Förderprogramms verliert das dominante Wirkungsmodell seine Ausstrahlung

Hinsichtlich der Förderung von bestimmten Einstellungen durch journalistische Berichterstattung in publizistischen Medien kann von einem - klassischen - Thema der Medienwirkungsforschung gesprochen werden.

**Einfache Fragen zu Wirkungen von Wissenschaftsjournalismus in den publizistischen Medien.** Wirkungen setzen voraus, dass (1) Rezipienten/innen sich den Medien aussetzen, dass (2) redaktionelle Angebote zum Thema gemacht werden, dass (3) die Angebote von den potentiellen Nutzer/innen als solche und überhaupt wahrgenommen werden, dass (4) die entsprechenden Angebote zweckentsprechend genutzt werden. Werden Fragen so gestellt, dann zeigt sich rasch, dass der aktuelle Forschungsstand nur bedingt Antworten auf die Fragen erlaubt.

(1) Werden die Bürger/innen von den publizistischen Medien erreicht? Die Bürger/innen werden von den publizistischen Medien erreicht. 94% sehen fern, 85% lesen Tageszeitungen, 84% hören Radio, 48% lesen Zeitschriften und Illustrierte. Die Reichweiten von Wissenschafts-, Technik- und Kulturzeitschriften (9%), von Gesundheitszeitschriften (4%), von Natur- und Umweltzeitschriften (4%) sind respektabel zu nennen. Im Vergleich allerdings mit Auto-, Motorzeitschriften (36%), oder mit Frauenzeitschriften (31%) und Wohnzeitschriften (14%) liegen sie deutlich zurück.<sup>4</sup>

(2) Werden in den redaktionellen Teilen der publizistischen Medien wissenschaftsjournalistische Angebote gemacht? Kritiker meinen, zu wenig und erst noch in randständiger Weise.<sup>5</sup> Die Frage ist, welche "Messlatte" zur Bewertung der Ergebnisse angelegt wird. Sind es die Berichterstattungsanteile anderer Ressorts? Ist es die - wie auch immer bestimmte - gesellschaftliche Bedeutung unterschiedlicher Lebens- und Alltagsbereiche und ihre Abbildung in den publizistischen Medien? Sind es die in Copy-Tests erhobenen Beachtungsgrade von Seiten und Artikeln, die nachgewiesenen Einschaltquoten<sup>6</sup> von bestimmten Sendungen? Sind es die Reaktionen von Publika, manifestiert in Zuschriften zu bestimmten Beiträgen? Sind es die Kosten per Beitrag per Nutzer/in? Sind es die Beachtungsgrade von im direkten Umfeld platzierten Inseraten und Spots und die erinnerten Werbebotschaften? Wie auch immer: Über "Messlatten" wird in den Studien nur selten ausführlich und explizit diskutiert.

---

<sup>4</sup> Media Perspektiven, Basisdaten, Daten zur Mediensituation in Deutschland 1995, Frankfurt am Main 1995, 69, 73, 78f.

<sup>5</sup> Walter Hömberg: Das verspätete Ressort. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus, Konstanz 1989 (Journalismus Band 29).

<sup>6</sup> Vgl. dazu auch: Winfried Göpfert: Scheduled Science: TV Coverage of Science, Technology, Medicine and Social Science and Programming Policies in Britain and Germany, in: Public Understanding of Science 5 (October 1996) 4, 361-374.

Die Antworten auf die Fragen werden schwieriger, wenn es darum geht, ob die Angebote geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Rezipienten/innen an sich zu binden, wenn es darum geht, wie die Angebote konkret und zu welchen Zwecken genutzt werden.<sup>7</sup>

(3) Zwar werden Wissenschaftsberichterstattung und wissenschaftliche Themen, beispielsweise die Wissenschaftssendungen im Programm von Schweizer Fernsehen DRS, in der Regel mit guten Noten bewertet. Zwar zeigen praktisch alle Nachfragen, dass die Rezipienten/innen eine Ausweitung des wissenschaftsjournalistischen Angebots wünschen.<sup>8</sup> Gleichwohl bleiben Zweifel, ob Angebote auch wirklich genutzt werden und würden.

(4) Zumindest ist zu bedenken, dass die Zuwendung zu wissenschaftsjournalistischen Angeboten - unter sonst gleichen soziokulturellen Bedingungen - durch die Betroffenheit von einem Problem, durch die individuell empfundene Dringlichkeit der Problemlösung, durch die Möglichkeiten, das Problem zu lösen, durch Schulbildung, Beruf und Alter, vor allem aber auch durch das Geschlecht bestimmt wird.<sup>9</sup> Wenn sie Informationen zum spezifisch interessierenden Problem finden, dann nutzen Informations-Suchende wissenschaftsjournalistische Angebote intensiv.<sup>10</sup> Aktiv Informations-Suchende bleiben allerdings - beispielsweise nach Merkmalen der Bildung, also sozialstrukturell - eine gesellschaftliche Minderheit. Eine Mehrheit verschiedener Publika kann im richtigen Rahmen, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit mit dem richtigen Angebot in der richtigen Form aber durchaus zur Nutzung wissenschaftsjournalistischer Angebote animiert werden.<sup>11</sup>

In allgemeiner Weise kann also festgestellt werden, dass die Informations-Suchenden wissenschaftsjournalistische Informationen sicherlich zur Problemlösung nutzen; viel weiter aber reicht das Wissen nicht.

Suzanne de Cheveigné und Eliséo Veron machten im Rahmen eines qualitativ angelegten Forschungsprojekts ergänzend darauf aufmerksam, dass Rezipienten/innen, sollen sie Wissen aus Wissenschaftssendungen im Fernsehen erwerben, Einstellungen sowohl zum Medium Fern-

---

<sup>7</sup> Vgl. dazu auch: Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 354.

<sup>8</sup> "They (Repräsentativbefragungen und Studien in den USA - Msch) showed, in general, that members of the public wanted more science news." Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 352.

Vgl. dazu auch: Michael Schanne: Das Waldsterben, Alarm und Gegenalarm, in: Environnement et médias: Une communication perturbée? Commission nationale suisse pour l'UNESCO, rapport final, Berne 1994, 51-62.

<sup>9</sup> Europeans, Science and Technology. Public Understanding and Attitudes. For the Commission of the European Communities, Directorate General XII Science, Research and Development (INRA Europe) and Report International, Brussels 1993.

James E. Grunig: Communication of Scientific Information to Nonscientists, in: Progress in Communication Sciences, edited by Brenda Dervin and Melvin J. Voigt, Norwood 1980, 167-214.

<sup>10</sup> Susanna Hornig Priest vertritt die These, dass die Informations-Suchenden nur selten angemessene Informationen - zum Beispiel zu Problemen der modernen Biotechnologie - in den publizistischen Medien finden und sich deshalb fiktionalen Stoffen und Darstellungen zuwenden. Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 45.

<sup>11</sup> James E. Grunig: Communication of Scientific Information to Nonscientists, in: Progress in Communication Sciences, edited by Brenda Dervin and Melvin J. Voigt, Norwood 1980, 167-214.

sehen, als auch zum Genre Wissenschaftssendung und erst recht zu Funktion und Nutzen der Kombination beider entwickeln.<sup>12</sup> Einzelne Zuschauer/innen schliessen zunächst einen Wissenserwerb durch Wissenschaftssendungen im Fernsehen aus, weil sie Fernsehen grundsätzlich nicht als Medium annehmen, um Wissen zu erwerben und Wissenszuwachs zu realisieren. Andere Zuschauer/innen sind der Ansicht, dass beide, nicht nur das Medium Fernsehen sondern auch das Genre Wissenschaftssendungen im Fernsehen, ungeeignet sind, um einen individuellen Wissenserwerb und Wissenszuwachs zu erzielen. Suzanne de Cheveigné und Eliséo Veron hielten fest, dass sowohl positive und negative Einstellungen zum Medium Fernsehen als auch positive und negative Einstellungen zum Genre Wissenschaftssendungen im Fernsehen unabhängig voneinander existent sind. So ergeben sich hinsichtlich des Erwerbs von Wissen zumindest vier Kontexte, die höchst unterschiedliche Fernsehpublika und höchst unterschiedliche Erfolge des Wissenserwerbs organisieren.

Werden diese und vergleichbare Ergebnisse und Überlegungen zusammengekommen, dann summiert sich eine Vielzahl von Faktoren, Einflüssen und Bedingungen, die Wirkungen von Wissenschaftsjournalismus in äusserst komplexer Weise beeinflussen.<sup>13</sup>

**Ein wenig komplexes Mainstream-Modell.** Weit weniger komplex hingegen präsentierte sich das einseitig und linear ausgerichtete Mainstream-Modell des Wissenschaftstransfer von "oben" nach "unten", von Experten zu Laien, von Wissenschaft zu Gesellschaft und Öffentlichkeit. Dieses Modell prägte und prägt noch immer den Diskurs. Sharon Dunwoody und Hans Peter Peters konstatierten, dass sich bestimmte Allerwelts-Weisheiten über Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus inzwischen zu Glaubenssätzen verselbständigt haben.<sup>14</sup> Susanna Hornig Priest sprach gar von der Bildung vorgeschichtlicher Überlieferungen oder Mythen.<sup>15</sup>

Das Modell basiert auf der Annahme, dass Aussagen von Wissenschaftler/innen aus Medizin-, Natur- und Ingenieurwissenschaften wenig umfassend, im Detail nicht genau, und differenziert und aus dem Zusammenhang gerissen von "**den** Medien" an "**das** Publikum" weitergegeben werden. Konsequenterweise werden darum auch wenig genaue, kaum umfassende, undifferenzierte und verzerrte Vorstellungen von Wissenschaft, Forschung und Technologie in der Öffentlichkeit produziert.<sup>16</sup>

---

<sup>12</sup> Suzanne de Cheveigné and Eliséo Veron: Science on TV: Forms and Reception of Science Programmes on French Television, in: Public Understanding of Science 5 (1996) 3, 231-253.

<sup>13</sup> Zum Beispiel: Communication about Health and Environmental Risks: Developments in Theory and Research, in: Communication Yearbook 18. Published Annually for the International Communication Association, edited by Brant R. Burleson, Thousand Oaks, London, New Dehli 1995, 199-342.

<sup>14</sup> Sharon Dunwoody and Hans Peter Peters: Mass Media Coverage of Technological and Environmental Risks: A Survey of Research in the United States and Germany, in: Public Understanding of Science 1 (1992) 2, 201.

<sup>15</sup> Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 42.

<sup>16</sup> Journalismus, so wird argumentiert, widme zum Beispiel wissenschaftlich technischen Risiken mit geringer Eintretens-Wahrscheinlichkeit und vermutetem hohem Schadenspotential vergleichsweise viel, hingegen wissenschaftlich technischen Risiken mit geringer Eintretens-Wahrscheinlichkeit und tatsächlich hohen Folgekosten für Gesundheit und Leben vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit. Vergleiche dazu die - allerdings viel differenzierter argumentierende -



**Eine Vielzahl von Annahmen.** Im Modell wird unterstellt, dass (1) die Berichterstattung publizistischer Medien die wichtigste - weil einzige - Informationsquelle ist, dass (2) die publizistischen Medien den wichtigsten - weil einzigen - Kommunikationskanal abgeben. Unterstellt wird (3), dass die Inhalte der Berichterstattung von "**den** Medien" und dass (4) im gleichen publizistischen Medium unverändert gleichgerichtete Aussagen zum gleichen Thema gemacht werden. Unterstellt wird (5) zudem, dass gleichgerichtete oder widerspruchsfreie Aussagen in einem - abgeschlossenen (!) gesellschaftlichen oder nationalen - Mediensystem gesamthaft garantiert sind. Ohne weiteres wird (6) vorausgesetzt, dass keine Faktoren gegeben sind, die Wirkungen von Aussagen, Medien und Aussagen in Medien zu relativieren in der Lage sind. "Glaubwürdigkeit", "Vertrauenswürdigkeit" von Medien, Genres, Inhalte und Kommunikatoren/innen als wirksame Faktoren werden so gut wie niemals angesprochen. Von veralteten Annahmen einer frühen Massen-Medien-Wirkungsforschung wird abgeleitet (7), dass Berichterstattung in publizistischen Medien direkt und unmittelbar und unwiderstehlich und im Verhältnis 1:1 auf alle Rezipienten/innen - mit gleichen oder unterschiedlichen Einstellungen - kurz- und langfristig gleich einwirkt, wobei weder aus der gesellschaftlichen Umwelt allgemein, noch speziell aus den sozialen Netzen in denen diese Empfänger/innen eingebettet sind, widersprüchliche oder auch störende Signale kommen. Dabei wird (8) in diesem Zusammenhang ausschliesslich von Information und Wissen, also kognitiven Wirkungen ausgegangen, werden alle affektiven Wirkungen, zum Beispiel solche die an Form und Medium der Darstellung geknüpft sind, negiert. (9) wird ein Quasi-Automatismus postuliert, nach dem Informationen zunächst Einstellungen und dann Verhalten beeinflussen. Dass eine Wirkungs-"Kette" komplex, zum Beispiel auch von "hinten" (Verhalten) nach "vorne" (Information) konstruiert werden kann, wird in dieser Perspektive grundsätzlich negiert.<sup>17</sup> In diesem Modell werden schliesslich die publizistischen Medien (10) aus allen wirtschaftlichen, technischen, rechtlichen, politischen, kulturellen und sonstigen gesellschaftlichen Bedingungen, die auf sie einwirken, entbunden. Zudem gehen Wissenschaftler/innen (11) davon aus, dass ihre Informationen allgemeinverständlich sind oder zumindest von kompetenten "Übersetzern/innen" allgemeinverständlich für alle aufbereitet werden können.

Sicherlich könnten noch weitere unausgesprochene Annahmen gefunden und dargestellt werden. Entscheidend ist in alledem eines: Gesellschaftliche "Kommunikation" ist im Rahmen von absolut kontrollierbaren und kontrollierten Umweltbedingungen dazu bestimmt und dahingehend

---

"Kronzeugen"-Studie von Barbara Combs, Paul Slovic: Newspaper Coverage of Causes of Death, in: Journalism Quarterly 56 (1979) 4, 837-843, 849.

Ausführlicher dazu: Michael Schanze: Risiko, Kommunikation, "Risiko-Kommunikation", in: Werner A. Meier, Michael Schanze (Hrsg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken, Zürich 1996, 13-28, insbesondere S. 21ff.

<sup>17</sup> Die Ergebnisse von Begleitstudien zu Projekten und Kampagnen, die ökologisch unbedenklichere Verhaltensweisen der Individuen und Gruppen generieren wollen, stimmen darin überein, dass ein komplexes Wechselspiel von Information, Wissen, Einstellungen **und** (!) eindruckmachenden positiven oder negativen Sanktionen bestimmter Verhaltensweisen unabdingbar ist, um Verhaltensänderungen zu bewirken.

einzugrenzen, von Experten/innen als korrekt bezeichnete Informationen an ein empfangsbereites und nicht-widerspenstiges Publikum fehlerfrei zu übermitteln.<sup>18</sup>

Die lange Liste der Unterstellungen verweist darauf, dass das Modell des einseitig gerichteten linearen Wissenschaftstransfers doch mit einiger Vorsicht angenommen werden sollte.<sup>19</sup> Auf alle Fälle wird der vermutete oder gar geglaubte starke Wirkungszusammenhang durch eine Vielzahl von Faktoren und Bedingungen beeinträchtigt; denn weder Wissenschaft noch Wissenschaftsjournalismus werden unter Bedingungen des Vakuums realisiert. Wissenschaft und Wissenschaftsjournalismus sind zeitlichen, situativen und insgesamt (einzel-)gesellschaftlich kulturellen Bedingungen unterworfen. Wissenschaft und Wissenschaftsjournalismus unterliegen historischem Wandel. Wissenschaftliche Information und Kommunikation zuhanden der Öffentlichkeit findet zudem in einer Vielzahl von Kanälen statt: Der öffentliche Diskurs ist vielfältiger, breiter und differenzierter als der Mediendiskurs, geht diesem voraus, begleitet ihn und findet immer noch statt, da der Mediendiskurs schon längst beendet worden ist.

**Im Gegensatz zu den Annahmen: Widersprüche im Kontext Wissenschaft.** Das einseitig gerichtete Modell linearen Wissenschaftstransfers ist in einer Art und Weise medienzentriert, besser: kanalzentriert, dass Bedingungen, zum Beispiel in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion oder in der vormedialen Kommunikation wissenschaftlicher Ergebnisse, gar nicht weiter Beachtung finden. Dies sind allerdings Bedingungen, die zum Beispiel die Abwesenheit von Widerspruch oder auch die Abwesenheit von individuellen und sozialen "Abwehrmechanismen" konterkarieren. So sind wissenschaftliche Befunde unter spezifischen Bedingungen, bzw. unter sonst gleichen Bedingungen gültig. Die Antworten auf Fragen sind kontextgebunden. Es gibt keine auf immer gültigen eindeutigen Ja- oder Nein-Antworten. Vieles wird im Rahmen einer Annäherung oder eines Versuchs formuliert. Werden die Bedingungen, unter denen die Antworten gültig sind, nicht kommuniziert, so können absolut entgegengesetzte, aber vergleichbar legitimierte Vermutungen über mögliche Entwicklungen und Konsequenzen konstruiert werden; dies insbesondere dann, wenn politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle Entwicklungen und Konsequenzen in den Brennpunkt der Interessen gerückt werden.

---

<sup>18</sup> "Communication is thus viewed essentially as a one-way process designed to transfer a "correct" conclusion from experts to the public." Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 40.

<sup>19</sup> "..., decades of research done since World War II on propaganda and persuasion effectiveness tell us that one-sided messages are likely to be ineffective unless they are addressed toward an audience that is poorly educated, that already agrees with us, and that is unlikely ever to hear arguments on the other side." Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 44.

"One of the most serious failings of contemporary analysts and commentators on science and the media is the failure to understand the broad range of activities and contexts in which the public gains access to scientific knowledge." "The best way to resolve the problem is to treat science and the media as a subset of issues in a more general model that describes science communication as an interactive, multidirectional activity occurring in many contexts." Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 356 und 359.

Wissenschaftliche Befunde werden im Rahmen modellhafter Annahmen produziert. Dabei wird die Vielzahl und Vielfalt der Faktoren auf einige wenige, für ausschlaggebend gehaltene Faktoren reduziert. Ganzheitliche Rekonstruktion, die Rekonstruktion der Vielzahl und Vielfalt der Faktoren wird vermieden. Im Modell wird von den Bedingungen der Umwelt entscheidend abstrahiert. Gesucht werden - im Rahmen des Modells - signifikante Befunde. Die Produktion der wissenschaftlichen Befunde zielt mit anderen Worten auf "starke" Ergebnisse. Die Konsequenzen, die sich aus den Resultaten ergeben, Rückwirkungen auf die Umwelt, die Prozessdynamik, die allenfalls in Gang gesetzt wird und die mit den Ergebnissen verknüpften Folgen werden kaum oder nur teilweise - als partikulare Nutzen nämlich - ausgedacht. Zudem ist in vielen neuen Forschungszweigen und vor allem in den Hochtechnologiebereichen die Erkenntnisproduktion nicht länger von den Absichten der Vermarktung und der Art der intendierten kommerziellen Nutzung zu trennen. Die herkömmliche Trennung zwischen grundlegender Erkenntnis und praktischer Anwendung wird aufgehoben. Dies alles hat zur Folge, dass die Produktion wissenschaftlicher Befunde nur noch bedingt in Übereinstimmung und unterstützt durch eine Mehrheit der wissenschaftlichen Gemeinschaft erfolgt. Vergleichbar legitimierte und relevante Teile der wissenschaftlichen Gemeinschaft werden sich also durch die im Moment gebräuchlichen Mainstream-Modelle nur noch teilweise repräsentiert wissen.<sup>20</sup>

Im Rahmen der Produktion wissenschaftlicher Befunde muss also verstärkt mit internen Widersprüchen gerechnet werden; mit Widersprüchen zudem, die - nicht nur - im wissenschaftlichen System vergleichbar legitimiert sind. Über diese Widersprüche kann zumindest nicht mit einfachen Mitteln entschieden werden: Übliche Anstrengungen, zum Beispiel jemanden als "wissenschaftlichen Aussenseiter" oder als "Scharlatan" zu etikettieren, helfen in diesen Fällen nicht mehr weiter.<sup>21</sup> Die Unentschiedenheit der Situationen und die Widersprüche bleiben.

Die "bullet theory" oder "hypodermic needle theory" der traditionellen Massen-Medien-Wirkungsforschung allerdings setzt zur Wirkung die Abwesenheit von Widerspruch implizit oder explizit voraus. Mit anderen Worten: Wenn mit institutionalisiertem, explizitem und vergleichbar legitimierten Widerspruch in der öffentlichen Diskussion gerechnet werden muss, dann müssen entsprechend differenzierte Kommunikationswirkungen erwartet werden.

---

<sup>20</sup> The new Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Society, Michael Gibbons, Camille Limoges, Helga Nowotny, Simon Schwartzmann, Peter Scott and Martin Trow, London, Thousand Oaks, New Dehli 1994.

Ulrike Felt, Helga Nowotny, Klaus Taschwer: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt, New York 1995.

Helga Nowotny: Zur gegenwärtigen Umstrukturierung des Wissenschaftssystems: Mögliche Beiträge der Wissenschaftsforschung, in: Gesellschaften im Umbau. Identitäten, Konflikte, Differenzen. Hauptreferate des Kongresses der schweizerischen Sozialwissenschaften Bern 1995, hrsg. von Claudia Honegger, Jürg M. Gabriel, René Hirsig, Joanna Pfaff-Czarnecka, Edo Pogli, Zürich 1996, 359-380, insbesondere 370ff.

<sup>21</sup> Conrad Smith: Reporters, News Sources, and Scientific Intervention: the New Madrid Earthquake Prediction, in: Public Understanding of Science 5 (1996) 3, 205-216.

**Im Gegensatz zu den Annahmen: Widerspenstige Publika.** Diese Unentschiedenheiten und Widersprüche der wissenschaftlichen Kontroversen treffen sich zudem mit Betroffenheit, Frustration und Skepsis der "Laien" - zumindest im Rahmen bestimmter öffentlicher Hochtechnologie-Debatten. In den meisten wissenschaftlichen Modellen finden Faktoren kaum Berücksichtigung, die für "Laien" von besonderer Bedeutung sind.<sup>22</sup>

In Fällen aber, da die Ungewissheit gross und die Zusammenhänge komplex sind, da die Probleme nicht länger gemäss einfachen Codes binär entschieden werden können, werden Glaubwürdigkeit und Vertrauen zu Alles, zumindest Manches entscheidenden Faktoren. Glaubwürdigkeit und Vertrauen werden unterschiedlichen sozialen Einheiten in unterschiedlichen Situationen von unterschiedlichen sozialen Einheiten differenziert zugeschrieben und entgegengebracht. Die Zuschreibung von Glaubwürdigkeit oder auch das Entgegenbringen von Vertrauen können, müssen allerdings nicht stabil und auf Dauer angelegt sein. Bei der Zuschreibung von Glaubwürdigkeit und beim Entgegenbringen von Vertrauen spielt auch eine Rolle, wer Wissen und Kompetenz hat und darstellt, bzw. wem Wissen und Kompetenz zugeschrieben werden. Nicht zuletzt aber entscheidet die Art und Weise, wie die Akteure in bestimmten Situationen in der Öffentlichkeit auftreten und mit der Öffentlichkeit - zum Beispiel "live" in den Programmen des Fernsehens - kommunizieren, über die Zuschreibung von Glaubwürdigkeit und das Entgegenbringen von Vertrauen.<sup>23</sup> Offensichtlich fallen Zuschreibung von Glaubwürdigkeit und das Entgegenbringen von Vertrauen vor Ort, im Lokalen, in der Nähe, in der Nachbarschaft, im vertrauten sozialen Rahmen und im unmittelbaren - also nicht medienvermittelten - Kontakt leichter. Offensichtlich fallen Zuschreibung von Glaubwürdigkeit und Entgegenbringen von Vertrauen in Fällen schwer, da beispielsweise öffentliche Forschungseinrichtungen im Bereich von Hochtechnologien selbst über die Art und Weise ihrer Forschungstätigkeiten und über die damit verbundenen Risiken herrschaftlich und abschliessend bestimmen.<sup>24</sup>

Misstrauen gegenüber den verschiedensten wissenschaftlich, aber gesellschaftlich nicht weiter kontrolliert tätigen Akteuren ist zunächst einmal zu konstatieren und sofort mit dem Zusatz zu versehen, dass den unterschiedlichen wissenschaftlichen Akteuren in unterschiedlichen Kontexten

---

<sup>22</sup> "One of the most important findings to emerge from risk perception and communication studies is that people take into consideration a complex array of qualitative and quantitative factors in defining, evaluating, and acting on risk information." Vincent T. Covello: Risk Communication: An Emerging Area of Health Communication Research, in: Communication Yearbook 15, 363. Vor diesem Hintergrund stellt Susanna Hornig Priest die Forderung nach "information equity" auf. "In practical terms, broader media reflection of the full range of issues - political as well as technical - and the full range of interested voices is what I mean by the term information equity." "In the case of biotechnology, ..., information equity would involve more media attention to the views of a broader range of social groups as well as to a wider range of relevant social and political issues." Genau dieser Anspruch wird in der Medienberichterstattung aber dann nicht eingelöst. Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 41, 42, 45.

<sup>23</sup> Zum Beispiel: Susanna Hornig: Crying Over Spilled Milk: Monsanto Corporation and the Marketing of Bioengineered Bovine Growth Hormone, Paper, Department of Journalism, Texas A & M University, October 1991.

<sup>24</sup> Gilian Turner and Brian Wynne: Risk Communication: A Literature Review and Some Implications for Biotechnology, in: Biotechnology in Public. A Review of Recent Research, edited by John Durant, London 1992, 109-141.

Brian Wynne: Public Understanding of Science, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 361-388.

und unterschiedlichen Situationen von unterschiedlichen sozialen Einheiten Glaubwürdigkeit und Vertrauen in unterschiedlicher Weise zugeschrieben und entgegengebracht wird. Unterschiedlich ausgeprägte Skepsis gegenüber wissenschaftlich tätigen Akteuren ist zumindest auch darin begründet, dass nicht wenige Prognosen und Befunde der Wissenschaftler/innen und Ingenieure/innen durch eine unglückliche, ja katastrophale Praxis in der jüngeren Vergangenheit widerlegt worden sind.

Trotzdem ist festzuhalten, dass Wissenschaftler/innen - pauschal - noch immer ein Vertrauensvorschuss entgegengebracht wird, dass ihnen mehrheitlich noch der Freiraum zugestanden wird, der für Kreativität und Erkenntnisgewinn Voraussetzung zu sein scheint. Wie auch immer: Die Situation ist jeweils auf des Messers Schneide angelegt, die zukünftige Entwicklung ist offen. Die schon erwähnte Tatsache, dass sich unter sonst gleichen Umständen an Kompetenz, Wissenschaftlichkeit und vergleichbaren Kriterien der wissenschaftlichen Legitimation und Reputation heute zu jedem Problem Wissenschaftler/innen finden, die sich in der öffentlichen Diskussion mit guten Argumenten widersprechen, trägt zur Unentschiedenheit und Widersprüchlichkeit der Situation bei. Hinzu kommt, dass die organisationell gebundenen wissenschaftlichen Akteure durchaus unterschiedliche, ja entgegengesetzte Interessen entwickeln können. Wissenschaftler/innen an den Universitäten mögen sich mit Kollegen/innen aus der Industrie über Basisprobleme bestimmter Forschungen noch schnell einigen, beide können sich dann aber entschieden darüber entzweien, ob die konkrete Art der Vermarktung und Kommerzialisierung der Erkenntnisse - zum Beispiel im Bereich rekombinanter DNA-Technologien - das grundlegende wissenschaftliche Potential der Erkenntnisse in angemessener und verantwortbarer Weise auslotet.

Die Art der Herrschaftlichkeit und Widersprüchlichkeit wissenschaftlicher Kommunikation an die und in der Öffentlichkeit unterstreicht immer wieder, dass die Notwendigkeit eines neuen kommunikativen - glaubwürdigen und vertrauenswürdigen - Umganges mit einer - potentiell - widerspenstigen Öffentlichkeit nur bedingt erkannt ist.

Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass die Bürger/innen höchst differenzierte Einstellungen zu Wissenschaften und Technologien entwickeln.<sup>25</sup> Diese reflektieren die unterschiedliche Zuschreibung von Vertrauen und Glaubwürdigkeit an unterschiedliche wissenschaftliche Akteure, wissenschaftliche Disziplinen, Organisationen und Institutionen. Die vordem unangefochten positive, starke und pauschale Zuschreibung von Glaub- und Vertrauenswürdigkeit wurde im Jahrzehnt der wissenschaftlich technischen Katastrophen zumindest relativiert. Zudem zeigte sich erst im Rahmen öffentlicher Kontroversen, wie schmal oft die Basis wissenschaftlichen Wissens

---

<sup>25</sup> Dancker D. L. Daamen, Ivo A. van der Lans, Cees J. H. Midden: Cognitive Structures in the Perception of Modern Technologies, in: *Science, Technology & Human Values* 15 (1990) 2, 202-225. Europeans, Science and Technology. Public Understanding and Attitudes. For the Commission of the European Communities, Directorate General XII Science, Research and Development (INRA Europe) and Report International, Brussels 1993.

Brian Wynne: Public Understanding of Science, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): *Handbook of Science and Technology Studies*, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 361-388.

war und ist.<sup>26</sup> In einzelnen Konfliktfeldern übertrafen wohl die politischen und partikular interessierten Stellungnahmen von Wissenschaftler/innen vernünftiger begründbare und empirisch evidente Aussagen an Zahl und Qualität. Die Bürger/innen vergewisserten sich ihrer eigenen Expertise in Betroffenen- und Selbsthilfeorganisationen, in Verbraucher- und Anliegerverbänden<sup>27</sup> und stellten fest, dass **ihr** Wissen, wie auch traditionelle auf lokalen Erfahrungen und Überlieferungen gründende, zum Teil an Personen gebundene Formen des Wissens in den "harten" wissenschaftlichen Modellen - wie auch in der "harten" Berichterstattung der publizistischen Medien darüber - keinen Platz fanden.

**Im Gegensatz zu den Annahmen: Medienberichterstattung.** So ist unterstrichen, dass Widerspruchsfreiheit schon im Wissenschaftssystem nicht garantiert werden kann, ebenso dass die Bürger/innen ihre "Abwehrmechanismen" gegen bestimmte einseitig gerichtete lineare Modelle der Wissenschaftskommunikation entwickelt haben. Zudem sind Annahmen, die Medienberichterstattung über Wissenschaft und Technologie betreffend, entscheidend hinterfragt worden: Werden die "Inhalte" von "**den** Medien", von **den** Journalisten/innen in den Redaktionen gemacht? Es ist die alte Diskussion, ob Journalisten/innen - gemäss eigenen Glaubensbekenntnissen - täglich die Welt neu erfinden, oder ob sie innerhalb der Bandbreiten des Informationsflusses bestimmte Selektionen mit bestimmter Wahrscheinlichkeit treffen. Verschiedene Studien haben darauf aufmerksam gemacht, dass das journalistische System eigene Eingriffe und Zugriffe in den Informationsfluss organisiert, und dass bestimmte Weisen der Zulieferung von bestimmten Arten von Informationen die Chancen der Selektion erhöhen.<sup>28</sup> In Situationen allerdings, in denen der Medienberichterstattung Sensationslüsternheit oder unzulässige Dramatisierung vorgehalten wurde, zeigte sich als Ergebnis umfassender inhaltsanalytischer Studien, dass die dramatischen Meldungen von den Medien vermittelt, nicht in Redaktionen selbst generiert wurden.<sup>29</sup> Medienberichterstattung kann nicht ausserhalb gesellschaftlicher Konfliktkonstellationen und Meinungsverteilungen stattfinden. Entsprechend muss auch die Widerspruchsfreiheit der Aussagen im gleichen Medium mit einiger Skepsis aufgenommen werden. Es ist wohl eine Vorstellung, die sich an ideologisch und parteiisch geprägten Blättern orientiert und insofern in das 19. Jahrhundert zurückverweist. In den personalstarken und pluralistisch zusammengesetzten

---

<sup>26</sup> Am Beispiel "Waldsterben": Wolfgang Zierhofer: Umweltforschung und Öffentlichkeit. Das Waldsterben und die kommunikativen Leistungen von Wissenschaft und Massenmedien in der Schweiz, Dissertation, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, Zürich 1996.

<sup>27</sup> "Using empirical evidence, many studies have shown that, when a scientific and technological issues has direct impact on a community, members will quickly and accurately acquire significant amounts of technically sophisticated information." Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 353.

<sup>28</sup> Michael Schanne, Werner A. Meier: Risiko-Kommunikation. Ergebnisse aus kommunikationswissenschaftlichen Analysen journalistischer Umwelt- und Umwelt-Risiken-Berichterstattung, in: Rundfunk und Fernsehen 40 (1992) 2, 264-290.

<sup>29</sup> Zum Beispiel: Ann Marie Cunningham: Not Just Another Day in the Newsroom: The Accident at TMI, in: Sharon M. Friedman, Shaon Dunwoody, Carol L. Rogers (eds): Scientists and Journalists: Reporting Science as News, Issues in Science and Technology Series, American Association for the Advancement of Science, New York, London 1986, 202-

Redaktionen zum Beispiel von Forumszeitungen kann solche Geschlossenheit und Einheitlichkeit weder vorausgesetzt noch erwartet werden. Im Zweifelsfall schätzen sich Redaktions- und Verlagsleitungen glücklich, wenn sie zum gleichen Thema alternative und opportune Berichterstattungsstandpunkte aktivieren können.<sup>30</sup>

Sollen also durch ausgiebige wissenschaftsjournalistische Berichterstattung der publizistischen Medien Wissen, Einstellungen und Verhalten von Individuen zu Forschung, Wissenschaft und Technologie - positiv - beeinflusst werden, dann kann festgehalten werden, dass wesentliche Voraussetzungen für die Realisierung eines einseitig gerichteten linearen Modells - gerade in der demokratischen Gesellschaft - fehlen.

Das Urteil von Susanna Hornig Priest ist eindeutig. Sie zeigte, dass Laien Forschung, Wissenschaft und Technologie viel aspektreicher, allerdings mit anderen Akzentsetzungen wahrnehmen, als Experten/innen sich das vorstellen. Entscheidend ist, ob die Individuen davon überzeugt sind, sie könnten Wissenschaft, Forschung und Technologie umfassend kontrollieren, oder ob sie sich gegenüber "Apparaten" der "big science" ohnmächtig fühlen.<sup>31</sup> Susanna Hornig Priest zeigte, dass die Anliegen der Individuen im öffentlichen Diskurs nur marginalen Status haben: "Mass media coverage of biotechnology (and the picture is almost identical for agricultural and for medical biotechnology) is very weak on covering many of the ethical and social issues with which the public is concerned."<sup>32</sup> "Booster coverage of biotechnology that is dominated by university and industry sources and that heavily emphasizes cost and benefit issues, narrowly defined, does not influence the general range of concerns that emerge, at least on a short-term (one-shot) basis."<sup>33</sup> Susanna Hornig Priest hielt so fest, dass die Rahmen des öffentlichen Diskurses darum auch kaum in der Lage sind, die robust geprägten Bedenken und Anliegen zu beeinflussen. Mit anderen Worten: "Ironically, the one-sided news coverage generated by institutional sources with obvious economic interests at stake is more likely to exacerbate than to calm public concerns both because of the boomerang potential of one-sided messages and because lay publics bring a definite agenda of concerns to the task of understanding news about biotechnology that creates

---

211. Will Teichert: Tschernobyl in den Medien. Ergebnisse und Hypothesen zur Tschernobyl-Berichterstattung, in: Rundfunk und Fernsehen 35 (1987) 2, 185-204.

<sup>30</sup> In einer Fallstudie zeigte Michael Schanne wie in einer der auflagenstärksten Schweizer Tageszeitungen drei unterschiedliche und sich gegenseitig ausschliessende Standpunkte zu den Verhandlungen um die Harvard-Maus vor dem Europäischen Patentamt - November 1995 - in der gleichen Ausgabe organisiert wurden. Michael Schanne: The Harvard-Mouse and the Swiss Press. On the instrument of Content Analysis, Paper, International Conference in Cooperation with the European Commission: Public Understanding of Science and Technology. A Critical Examination of Current Research Results and Methods, Wissenschaftszentrum Berlin 1995.

<sup>31</sup> Dieses Kontroll- und Entscheidungspotential ist wohl der entscheidende Punkt, an dem die öffentlichen und halböffentlichen Kontroversen über Forschung, Wissenschaft und Technologie einer Lösung zugeführt werden können oder eben nicht. Die Frage des Kontroll- und Entscheidungspotentials ist - im Rahmen demokratischer Verhältnisse - unabhängig von der Wissens- und Informationsfrage zu handhaben.

<sup>32</sup> Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 45.

<sup>33</sup> Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: Journal of Communication 45 (1995) 1, 50.

information needs unmet in the current media environment."<sup>34</sup> "..., decades of research done since World War II on propaganda and persuasion effectiveness tell us that one-sided messages are likely to be ineffective unless they are addressed toward an audience that is poorly educated, that already agrees with us, and that is unlikely ever to hear arguments on the other side."<sup>35</sup>

**Eine gewandelte Medienlandschaft.** Publizistische Medien sind soziale, technische, logistische und vor allem auch wirtschaftliche Organisationen, die sich auf verschiedenen Märkten behaupten und durchsetzen müssen. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass hinsichtlich der Gesamtzeit der Mediennutzung, der Verausgabung von individueller Zuwendung an und Aufmerksamkeit für publizistische Botschaften, der Möglichkeiten der Erschliessung von Einnahmen zur Finanzierung der publizistischen Medien die Grenzen heute deutlich gezeichnet sind. Zugleich nimmt die Gesamtzahl der Medienorganisationen auf den Märkten zu. Auf der einen Seite müssen also - gleiche oder stagnierende - Potentiale unter mehr Akteuren verteilt werden: Dies führt entweder zu kleineren Anteilen aller oder zu harter Verdrängungskonkurrenz. Auf der anderen Seite fragen mehr Akteure verwertbare Ereignisse und Themen nach, die für Publika attraktiv sind, und die allenfalls unter Ausschluss der Konkurrenten exklusiv vermarktet werden können. Dies führt dazu, dass Ereignisse und Themen heute um etliches teurer eingekauft werden müssen. Die Rezepte, mit dieser wenig komfortablen Situation umzugehen, sind vergleichsweise einfache: Kosten senken; Herkömmliches, Bewährtes, Eingängiges und Attraktives anbieten. Die Spielräume werden eng gehalten, Experimente werden gescheut, Innovationen vermieden; zumindest werden die Möglichkeiten nicht systematisch geplant. Alte und neue publizistische Angebote werden zuerst an ihrer allgemeinen Reichweite und an den Kosten per Stück oder an den Kosten per Nutzer/in gemessen. Auch nur mittelfristiges Engagement, einem neuen Angebot Zeit zu lassen, sich durchsetzen zu können, wird kaum mehr aufgebracht.<sup>36</sup>

Vor diesem Hintergrund haben es wissenschaftsjournalistische Angebote schwer, die vergleichsweise aufwendig beschafft und bearbeitet werden müssen, allenfalls nur für kleine Publika attraktiv sind, und für die - unter Umständen - bewährte Teile aus dem publizistischen Programm herausgenommen werden müssten - zum Beispiel dann, wenn die technische Ausstattung der Druckerei und die verkaufte Anzahl von Inseraten per Zeitungsausgabe die Produktion nur einer begrenzten Zahl von Seiten pro Ausgabe "möglich machen".

---

<sup>34</sup> Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: *Journal of Communication* 45 (1995) 1, 45.

<sup>35</sup> Susanna Hornig Priest: Information Equity, Public Understanding of Science, and the Biotechnology Debate, in: *Journal of Communication* 45 (1995) 1, 44.

<sup>36</sup> Eine Vielzahl empirischer Befunde im Rahmen differenzierter Argumentationen in: Peter A. Bruck (Hrsg.): *Print unter Druck. Zeitungsverlage auf Innovationskurs. Verlagsmanagement im internationalen Vergleich*, München 1993 (Forschungsprogramm Ökonomie und Zukunft der Printmedien, finanziert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Republik Österreich); und in: Werner A. Meier, Heinz Bonfadelli, Michael Schanne: *Medienlandschaft Schweiz im Umbruch. Vom öffentlichen Kulturgut Rundfunk zur elektronischen Kioskware*, Basel, Frankfurt am Main 1993 (Kulturelle Vielfalt und nationale Identität).



Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, dass - wenige, findige - Verleger und Programmmanager/innen auf Wissenschaftsjournalismus für gebildete, einkommensstarke Zielgruppen jüngerer Alters in urbanen Kontexten und modernen Milieus setzen. Sie finden für solche Bemühungen zumindest in einzelnen, bedeutenden Segmenten der Werbewirtschaft grosse Unterstützung.

**Das überkommene Mainstream-Modell muss revidiert werden.** Nicht wenige Annahmen des zu Beginn der Laufzeit dominanten Wirkungsmodells müssen dringend überprüft werden. Die grundlegende Festlegung der Bürger/innen in passiv empfangenden Rollen ist mit der Alltagserfahrung, aber auch mit dem Stand der empirisch analytischen Evidenz nicht länger zu vereinbaren. Viele Bürger/innen sind auf Informationssuche, sind aktiv geworden, um Ungleichheiten im Wissen auszugleichen und um Unsicherheiten zu reduzieren. Unter diesen Umständen beispielsweise Mediennutzende ausschliesslich in nur passiv empfangenden Rollen festzulegen, ist weder im Modell noch gemäss der ausgebreiteten Empirie gerechtfertigt.<sup>37</sup> Publizistische Medien ohne Nutzende wären in der Tat eine nutzlose Einrichtung. Mit anderen Worten: "Empfänger/innen" werden nicht einfach von publizistischen Medien erreicht. Vielmehr treffen Informationssuchende Entscheidungen darüber, von welchen publizistischen Medien sie sich erreichen lassen wollen, welche publizistischen Angebote sie kaufen oder sich darauf abonnieren wollen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass die einzelnen Entscheidungen hinter alltäglich üblichen Wiederholungen, hinter anscheinend auf ewig festgelegten Routinen kaum mehr als Entscheidungen zu erkennen sind. Und es versteht sich von selbst, dass manche Suchende durch mangelnde Quantität publizistischer Medien aber auch durch mangelnde Quantität und/oder Qualität des gegebenen - wissenschaftsjournalistischen - Angebots ihre Entscheidungsfreiheit empfindlich eingeschränkt sehen; denn einfach so erweitern oder gar verändern können die Rezipienten/innen das publizistische Angebot ja nicht.

Dieses Modell unterschiedlicher Individuen, die unterschiedliche publizistische Medien und unterschiedliche publizistische Angebote mit individuell unterschiedlichem Erfolg unter bestimmten zeitlichen, situativen und sozio-kulturellen Bedingungen für unterschiedliche Ziele nutzen, passt gut mit dem Modell des informationssuchenden Individuums zusammen. Der Wechsel der 'Perspektive' ist von entscheidender Bedeutung. "We need to free ourselves from the assumption that we can describe information behavior by starting from the system, the service, the knowledge base, or the information carrier. To use these as definers of useful information is misleading: only the recipient, the user, can define information in his or her context. This is not to say that this interface between information system, information artifact and user is not complex and intellectually interesting, but the final determiner of information value is the user who sits in a particular context

---

<sup>37</sup> Vgl. dazu: Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 350.

and develops criteria of information value from that context."<sup>38</sup> Mit anderen Worten: Auch eine für sehr wertvoll gehaltene Information gewinnt für das Individuum nur dann eine Bedeutung, wenn sie die Information in irgendeiner Weise persönlich betrifft.

**Ein neues Wirkungsmodell: Aktive Nachfrage nach relevanten Informationen.** Die Information muss den Rezipienten in irgendeiner spezifischen Weise betreffen. Darin liegt die Relevanz. Diese variiert gemäss Kontext, Problem, Bedarf an Information, Art der Information, der Nachfrage nach welcher Art von Information, nach Methoden und Wegen der Informationsbeschaffung, nach der von aussen definierten und nach der von innen empfundenen Dringlichkeit einer Problemlösung. Im Prozess der Suche nach Information werden alle diese Faktoren hoch variabel und in komplexer Weise miteinander verknüpft.<sup>39</sup> Der Entscheid, Informationen zu suchen, kann auch ein Nicht- oder ein Null-Entscheid sein. Der Prozess der Informationssuche kann beiläufig sein, er muss in keiner Weise geplant oder zu jedem Zeitpunkt und in jeder Situation zweckrational sein. Wie auch der Zusammenhang von Nichtwissen oder Unsicherheit mit einem Informationsbedarf, einer Informationssuche und einer Problemlösung keineswegs als determinierter Zusammenhang gedacht werden muss, in dem das eine quasiautomatisch zum anderen führt.

Die hohe Komplexität, in der die Faktoren also zusammenspielen können, wird weiter gesteigert, wenn die Faktoren noch näher betrachtet werden. Dann kann unterschieden werden, ob sich ein Informationsbedarf im Kontext von Arbeit oder Freizeit, im Kontext von Privatheit, Halböffentlichkeit oder Öffentlichkeit ergibt. Gefragt werden kann, ob die Bedarfsfrage positiv beantwortet, dann aber differenziert wird, ob Informationen allgemein vorhanden sind, ob sie in unspezifischer und unspezifizierter Art vorliegen, ob sie vorhanden aber veraltet sind, ob sie zu überprüfen sind, ob sie hinsichtlich Vollständigkeit, neuestem Stand des Irrtums, Aspektreichtum und anderen Gesichtspunkten kontrolliert und angepasst werden müssen. Das Problem kann genauer untersucht werden: Ob es ein einfach oder komplex strukturiertes Problem ist, ob um das Problem Konsens oder Konflikt besteht, ob das Problem in irgendeiner Weise vertraut ist, oder ob es sich um ein noch unbekanntes und wenig behandeltes Feld handelt. Das vorhandene Wissen und die zu gewinnenden Informationen können danach klassifiziert werden, ob es sich um "tragende" oder "füllende" Elemente, ob es sich um Reflexionen oder Evidenzen, ob es sich um "wissen, was" oder "wissen, wie" handelt. Die Nachfrage nach Informationen unterscheidet sich, wenn schon Wissen vorhanden ist. Sie unterscheidet sich aber auch in der Hinsicht, ob dieses Wissen einfach fortgeschrieben werden kann, oder ob grundsätzlich neues, noch nicht vorhandenes Wissen gefordert ist. Die Dringlichkeit der Informationsbeschaffung wird sicherlich in den verschiedensten Kontexten höchst unterschiedlich definiert und empfunden. Zudem spielen hier

---

<sup>38</sup> Robert S. Taylor: Information Use Environments, in: Progress in Communication Sciences, edited by Brenda Dervin and Melvin J. Voigt, Norwood 1991, 250.

insbesondere soziale Netze und kulturelle Einbettungen eine besondere Rolle. Die Wege und Mittel der Informationsbeschaffung werden schliesslich je nach Situation und Kosten-Nutzen-Relation evaluiert und unterschiedlich festgelegt. Unter Umständen endet die Informationssuche an unerwarteten Orten, weil eine gefundene Information die Weichen zu ganz anderen Informationszusammenhängen und ganz anderen Quellen und Kanälen umlegt. Unter Umständen scheitert der Beginn der Informationssuche auch schon daran, dass bestimmte Medien mit bestimmten Angeboten zum bestimmten Zeitpunkt am gegebenen Ort gar nicht zur individuellen Verfügung stehen.

**Am Ende der Laufzeit des Förderprogramms: ein anderes Wirkungsmodell Wissenschaftsjournalismus, Wissenschaftskommunikation als zu Beginn.** Am Ende der Laufzeit des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus steht also ein anderes Wirkungsmodell von Wissenschaftsjournalismus oder auch Wissenschaftskommunikation als zu Beginn der Laufzeit. Eine Vielzahl und Vielfalt von empirischen Befunden stellt das traditionelle Modell zumindest in Frage. "The traditional model of science communication includes the idea that "popularization" is a "diffusion" process, in which scientific or technical information is "disseminated" to broad, uninformed publics. (...) ..., in recent years several strands of research have become to question the model. One thread came from research that questioned all linear models of communication. Working in that tradition, Grunig proposed a "situational" theory of science communication, in which issues of accuracy, simplification, topic, risk information, audience knowledge, and so on could be seen as interacting, depending in part on the level of active information-seeking interest on the part of audience members. While Grunig's model did not question the authority of information developed by scientists, it did recognize the complexity of the contents in which science communication takes place. Another thread came from work in the sociology of scientific knowledge. (...) Another thread to be woven into a new model is the interactive approach that has been developing in risk communication and health communication literatures for some years. This approach reminds us that communication is (at least) a two-way process, depending as much on the interests and concerns of the audience as on those of the scientists or others in positions of social authority. (...) Though the idea that science's role in media can be best understood in terms of a continuum of science communication is clearly gaining ground, it has not yet fully integrated the disparate literatures that address popularization of science. Nonetheless, a model that recognizes both the interactive nature of communication and the multiple contexts in which science communication takes place offers the best hope for making sense out of issues in science and the media."<sup>40</sup>

Vor diesem Hintergrund werden zukünftig neue Fragen an den Wissenschaftsjournalismus gestellt werden: Kann sich Wissenschaftsjournalismus beispielsweise an Informationssuchen und

---

<sup>39</sup> Charles R. Berger, William B. Gudykunst: Uncertainty and Communication, in: Progress in Communication Sciences, edited by Brenda Dervin and Melvin J. Voigt, Norwood 1991, 30, 31.

an Nachfragen orientiert entwickeln? Oder versteift Wissenschaftsjournalismus - gerade unter den Gesichtspunkten eines aktuell konkreten Informationsbedarfs, strategisch angelegter, kosten-nutzen-orientierter Informationssuche, konkreter Problemlösung - zu einem vergleichsweise wenig beweglichen und kaum sensibilisierbaren Bezugssystem. Weitere Fragen können aufgeworfen werden: Im Rahmen von Informationssuchen gewinnt die Qualität einer Informationsquelle, Kompetenz in einer, Akkuratessse, Zuverlässigkeit und - daraus resultierend - Vertrauenswürdigkeit in anderer Hinsicht, eine neue Bedeutung. Transparenz in diesem Sinn ist nicht die vorrangliche Sache für Redaktionen. Oft fehlt es auch an ermöglichender und mobilisierender Information.<sup>41</sup> Mit anderen Worten: Wissenschaftsjournalismus in der herkömmlichen Form generiert nur selten verweisende und hinweisende Informationen, mit denen die Informationssuchenden selbst neue Suchen und andere Suchstrategien entwickeln könnten. Schliesslich könnte Wissenschaftsjournalismus durch ordnende Themen-Strukturierungsleistungs- und Verständnis ermöglichende sprachliche Übersetzungsleistungen den Informationssuchenden einen Teil der Arbeit abnehmen.<sup>42</sup>

Mit solchen und ähnlichen Fragen werden sich Wissenschaftsjournalisten/innen, Redaktionsverantwortliche und Publizistikwissenschaftler/innen, die sich mit Wissenschaftsjournalismus beschäftigen, in Zukunft ernsthafter als bisher auseinandersetzen müssen. Die neuen Kommunikationsmöglichkeiten in elektronischen Netzen werden die Dringlichkeit der Antworten auf die Fragen nur noch erhöhen.

---

<sup>40</sup> Bruce V. Lewenstein: Science and the Media, in: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen, Trevor Pinch (eds.): Handbook of Science and Technology Studies, Thousand Oaks, London, New Dehli 1994, 349, 350.

<sup>41</sup> Marshel D. Rossow, Sharon Dunwoody: Inclusion of "Useful" Detail in Newspaper Coverage of a High-Level Nuclear Waste Siting Controversy, in: Journalism Quarterly 68 (1991) 1/2, 87-100.

Michael Schanne: STOP AIDS. 10 Jahre HIV/Aids-Prävention im Rahmen journalistischer Berichterstattung. Bundesamt für Gesundheit, Bern 1997.

<sup>42</sup> Michael Haller: Wie wissenschaftlich ist der Wissenschaftsjournalismus? in: Publizistik 32 (1987) 3, 305-319.

Katherine E. Rowan: When Simple Language Fails: Presenting Difficult Science to the Public, in: Journal of Technical Writing and Communication 21 (1991) 4, 369-382. Katherine E. Rowan: Why Rules for Risk Communication Are Not Enough: A Problem-Solving Approach to Risk Communication, in: Risk Analysis 14 (1994) 3, 365-374. Katherine E. Rowan: What Risk Communicators Need, in: Communication Yearbook 18, edited by Brant R. Burleson, Thousand Oaks, London, New Dehli 1995, 300-319.

Vgl. dazu auch die Fallstudie von Marcel Zwingli: Wissenschaft über den journalistischen Leisten geschlagen, in: Michael Schanne (Hrsg.): "Wissenschaft" in den Tageszeitungen der Schweiz, Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich, Diskussionspunkt 11, Zürich 1986, 196-236.

### 3. Professionelle Diskurse über Probleme des Wissenschaftsjournalismus

Im Rahmen einer systematisch angelegten Auswertung der Jahrgänge 1985 bis 1996 von Fachzeitschriften wie "Journalist. Das deutsche Medienmagazin", "Die Feder. Zeitschrift der IG Druck und Papier für Journalisten und Schriftsteller", "medium" und anderen Foren professioneller Diskurse - auch in Österreich und der Schweiz - zeigte sich, dass fast ausschliesslich die "grossen Katastrophen" und "grossen Auseinandersetzungen" Anlass für Thematisierungen von Problemen des Wissenschaftsjournalismus boten.<sup>43</sup> Ausserhalb dieses thematischen Rahmens - beispielsweise der Berichterstattung zum "grössten Informations-Unfall Tschernobyl" oder der Berichterstattung von den Standorten für Kernenergieanlagen "Wyhl" und "Brokdorf" - gab es keine erkennbaren systematischen Anlässe, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Wissenschaftsjournalistische Themen wurden in den Fachmedien nur in wenigen Fällen zum Aufmacher gemacht oder als Hauptthema gesetzt.<sup>44</sup> Probleme des Wissenschaftsjournalismus wurden im Rahmen der journalistisch professionellen Diskurse eher zufällig thematisiert. Mancher Beitrag war auch nicht besonders gut recherchiert.<sup>45</sup> Der Kreis der Autoren/innen blieb beschränkt. Personen, die zum Beispiel auch in der publizistikwissenschaftlichen Diskussion oder als Wissenschaftsjournalisten/innen<sup>46</sup> eine besondere Rolle spielten, waren auch hier präsent. Ab und an wurden Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen vorgestellt. In vielen Beiträgen wurde Wissenschaftsberichterstattung hart kritisiert. Konstruktive Vorschläge zur Verbesserung der Berichterstattung waren eher selten.

**Die strukturelle Unmöglichkeit von Wissenschaftsjournalismus.** Folgende Argumentationsfigur kann - explizit oder implizit - aus und in vielen verschiedenen Beiträgen rekonstruiert werden:

Im Rahmen der Darstellung wissenschaftlich technischer Sachverhalte ist die rigorose journalistische Verkürzung und Vereinfachung unangebracht, die Komplexität der Sachverhalte aber journalistisch nicht darstellbar.

Damit wurde - sozusagen zwischen den Zeilen - die strukturelle Unmöglichkeit des Wissenschaftsjournalismus postuliert. Über einen Ausweg aus dieser Falle, oder auch über die Ursachen der misslichen Lage wurde allerdings nicht diskutiert.

Innerhalb dieses Gesamtrahmens des professionellen Diskurse wurden im einzelnen folgende Probleme thematisiert.

---

<sup>43</sup> In "Sage & Schreibe. Die Fachzeitschrift für Medienberufe" zum Beispiel wurden 1995 (Nr. 7, November-Dezember, 42-43) "Heisses Recherchethema Gen-Manipulation", 1996 "Brent Spar" (Nr. 2, April-Mai, 20-22) und "BSE" (Nr. 3, März, 18-19), 1997 wiederum "Gentechnik" (Nr. 5, Mai, 32-33) als Themen aufgegriffen.

<sup>44</sup> Zum Beispiel medium, Heft 1, 1990, "Umwelt- und Wissenschaftsjournalismus"; oder jüngst: "Klinische Fälle. Arbeit der Medizinjournalisten", in Journalist. Das deutsche Medienmagazin 2, Februar 1997.

<sup>45</sup> Zum Beispiel ein Beitrag - Journalist, Heft 3, 1990 - mit Informationen zu den schweizerischen Hintergründen von "natur".

**Warum Wissenschaftsjournalismus?** Auf die Frage, welches Medium sich aus welchen Gründen welche Art und wieviel Wissenschaftsjournalismus leisten sollte, werden unterschiedliche Antworten formuliert. Beispielsweise wird für Wissenschaftsjournalismus nicht mit demokratie- oder auch medienmarktrelevanten Begründungen geworben. Es zeigt sich so, dass die Einrichtung und Unterhaltung von Wissenschaftsjournalismus in Redaktionen vom Willen einzelner Persönlichkeiten abhängt: "Wir leisten uns das, wir wollen das". Oder es soll eine "so empfundene Nachfrage" befriedigt werden. Zum Teil wird die Einrichtung von Wissenschaftsjournalismus auch einfach mit dem gerade aktuellen Walten des Zeitgeistes oder den herrschenden Moden in Verbindung gebracht. Manchmal wurde - mehr oder weniger abstrakt - auf die besondere Bedeutung der Wissenschaft als Produktivkraft und die daran geknüpfte öffentliche Thematisierung verwiesen.

Eher selten wurden erfolgreiche Beispiele vorgestellt. Katja Riefler berichtete in "Journalist" 7/1990 über Ergebnisse einer SIPI-Studie aus den USA. Immer mehr "science sections" werden eingerichtet, weil sie sich insbesondere bei jungen Leser/innen gut verkaufen. Einerseits werden Themen der Gesundheit zu Ratschlägen und Lebenshilfen verdichtet, andererseits wird der lokale und aktuelle Bezug von Geschichten betont. Dies alles wird in Reportagen optisch gross aufgemacht.

**Zur Rolle der Wissenschaftsjournalisten/innen.** Wissenschaftler/innen neigten dazu, Wissenschaftsjournalisten/innen als "Transportarbeiter/innen", als Verlautbarer/innen und Übermittler/innen zu betrachten. "Es herrscht der Eindruck vor, bei der Wissenschaftsvermittlung könne es nur um Fakten, nur um Informationen gehen, die korrekt wiederzugeben seien." <sup>47</sup>

Auf der anderen Seite gibt es in den Redaktionen Spannungen zwischen journalistischen Generalisten/innen und fachlichen Spezialisten/innen. Die Wissenschaftsjournalisten/innen sind ihrer Ausbildung und ihrer vorjournalistischen Tätigkeit nach oft Wissenschaftler/innen. Viele Wissenschaftsjournalisten/innen sind stärker dem Kontext Wissenschaft und weniger dem Kontext Journalismus verbunden. Wissenschaftsjournalisten/innen bringen differenziertes fachliches Wissen, methodische Kenntnisse, Kenntnisse über wissenschaftliche Produktionsweisen mit. Schwerer fällt ihnen (1) Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Gesellschaft darzustellen und diese Zusammenhänge aktuell und kritisch zu beurteilen. "Die Rolle des journalistischen Wachhundes haben längst die Verbraucherverbände, die kritischen Wissenschaftler und die Ökogruppen übernommen. Das heisst, dass sich die Journalisten ihre eigentliche Aufgabe haben abnehmen lassen. Sie sind weit mehr zum Transmissionsriemen geworden, als sie sich dies eingestehen." <sup>48</sup> Ebenso fällt es diesen Wissenschaftsjournalisten/innen schwer, (2) die "Medien-Sprache" zu sprechen und (3) Bezüge auch zu den unterschiedlichen Publika aufzubauen. Daraus ergibt

---

<sup>46</sup> Um nur diese zu nennen ... Rainer Flöhl, Walter Hömberg, Winfried Göpfert, Günter Rager, Eckart Klaus Roloff, Petra Thorbrietz, Kristina Zerges, ... und andere.

<sup>47</sup> Rainer Flöhl: Zum konfliktreichen Verhältnis zwischen Wissenschaft und Medien, in: medium 1/1990, 23.

sich eine gewisse Aussenseiter-Position der Wissenschaftsjournalisten/innen in den Redaktionen.

**Zur Rolle des Wissenschaftsjournalismus.** Zur Rolle des Wissenschaftsjournalismus werden - im Rahmen des professionellen Diskurses über Wissenschaftsjournalismus - eigentlich nur Fragen formuliert: Übersetzung? Transport? Kritisches Hinterfragen? Neugieriges Fragen? Service? Lebenshilfe? Orientierung? Welche Zusatznutzen sollen die Leser/innen haben? Was müssen die Leser/innen wissen? Warum sollen die Leser/innen wissen?

Nur selten werden die Fragen beantwortet. Wissenschaftsberichterstattung, so hiess es an einer Stelle, müsste mehr begründen, müsste die Transparenz der Quellen und der eigenen Auswahlkriterien gewährleisten, die Kompetenz der Autoren/innen müsste für die Leser/innen einschätzbar werden.

**Wie wird ausgewählt?** Im Vordergrund stehen immer Themen der Gesundheit, weil dafür ein Leser/inneninteresse vermutet werden kann. Themen, die nicht schon medienspezifisch aufbereitet und strukturiert sind, sind selten zu finden. Die Voraussetzungen zur Recherche fehlen. Journalismus reagiert auf Ereignisse, wählt also aktuell aus, reduziert Berichterstattung auf und konzentriert sie in einem bestimmten knappen Zeitraum. Die Frage ist, ob so wissenschaftliche, statistische, epidemiologische und andere Entwicklungen erfasst werden können. In dieser Frage bleibt die Entscheidung - im Rahmen des professionellen Diskurses über Wissenschaftsjournalismus - aus. Erkannt wird, dass wissenschaftsjournalistische Berichterstattung kaum vorausschauend, also wohl auch in präventiver Hinsicht limitiert bleibt. Alternativen werden sozusagen berichterstattungsstrukturell ausgeblendet. Wissenschaftsberichterstattung bleibt eindimensional, linear, einseitig gerichtet, konzentriert sich immer auf ein bestimmtes Thema. Die multithematische, vieldimensionale, komplexe oder gar ganzheitliche Erfassung eines Problems leistet Wissenschaftsjournalismus nicht. Ebenso werden gesellschaftliche Ursachen, wie auch Konsequenzen ausgeklammert. Insofern bleibt die wissenschaftsjournalistische Berichterstattung vordergründig und erlebnisorientiert.

**Struktur der wissenschaftsjournalistischen Produktion.** Nur in wenigen Redaktionen werden überhaupt wenige Wissenschaftsjournalisten/innen - fest - beschäftigt ("Ein-Mann/Frau-Betrieb"). Der Mangel an Ressourcen - vor allem an Zeit - ist ausgewiesen. "Die Tätigkeit der Journalisten beschränkt sich mehr und mehr auf Informationsverbreitung. Die Informationserschliessung kommt zu kurz."<sup>49</sup> Dies hat mit der Organisation von Zeitungsredaktionen und der Zeitnot des einzelnen Redakteurs zu tun. Eine Konsequenz davon ist die Abhängigkeit von Zulieferungen der Agenturen und der verschiedenen Pressestellen. Gelegenheiten für Recherchen und Nachrecherchen, vor allem aber Gelegenheiten zu Gegenrecherchen sind kaum geboten.

---

<sup>48</sup> Rainer Flöhl: Zum konfliktreichen Verhältnis zwischen Wissenschaft und Medien, in: *medium* 1/1990, 26.

<sup>49</sup> Rainer Flöhl: Zum konfliktreichen Verhältnis zwischen Wissenschaft und Medien, in: *medium* 1/1990, 27.

Ebenso sind vorbereitende, präventive Arbeiten, insbesondere im Hinblick auf Not- und Störfälle kaum möglich. Zwei Probleme werden meist nicht präzise erkannt und benannt. (1) Im Notfall gelingt es Redaktionen nicht schnell genug, vor allem nicht in hinreichender Qualität, sich in der speziellen wissenschaftlichen und technischen Sache kundig zu machen. (2) Nicht nur im Notfall - aber dann besonders - fehlen in den Redaktionen Konzepte davon, was mit welchem wissenschaftlich-technischen Mass und welcher Masseinheit und warum gemessen wird. Entsprechend können die Informationen nicht in alltagstaugliche, rezipientenorientierte "news to use" umgesetzt werden.

Allerdings, meinte Rainer Flöhl, sollte auch diskutiert werden, ob die wissenschaftlichen Organisationen und Institutionen nicht mehr Verantwortung für die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung übernehmen müssen. Wenn, dann ist zu überlegen, welche konkreten und konstruktiven "Hilfestellungen" für die Wissenschaftsberichterstattung angeboten werden können.

Horst Pöttker formulierte gleichsam zusammenfassend: "Der Wissenschaftsjournalismus fristet, wo es ihn überhaupt gibt, ein Schattendasein als Ghetto-Ressort. In der Redaktionspraxis von Tageszeitungen und im Rundfunk sind Wissenschaftsjournalisten Aussenseiter: Gering an Zahl, oft in Ein-Personen-Ressorts isoliert, wirken sie wie anachronistische Relikte aus den vorindustriellen Anfängen der Presse. Mit dem heute längst dysfunktional gewordenen Prinzip der handwerklichen Sorgfalt haben sie auch den elitären Zug frühbürgerlicher Öffentlichkeit geerbt: Wie gross ist das Publikum wirklich, das die langen Riemen auf den Wissenschaftsseiten der seriösen Tagespresse aufmerksam liest, das den viertelstündigen Wortbeiträgen eines Wissenschaftsmagazins im öffentlich-rechtlichen Kulturprogramm konzentriert lauscht, die zu verdauen nicht einmal eine Zwischenmusik hilft, damit nichts von der in der Tat knapp bemessenen Sendezeit verschwendet werde?"<sup>50</sup>

**Begrenzte Eigensteuerungsfähigkeit der Wissenschaftsberichterstattung.** Wissenschaftsjournalistische Kompetenz wird innerredaktionell nachgefragt bei bestimmten politischen Anlässen, im Rahmen hart ausgetragener gesellschaftlicher Kontroversen und bei Katastrophen. Dies sind die Fälle, da "wissenschaftliche" Themen "journalistische" Karrieren machen. Dies sind aber gleichzeitig auch die Fälle, in denen die Chefredakteure und Leitartikler das Kommando an sich reißen. Wissenschaftsjournalismus wird so von "ausen", nach "fremden" Kriterien gesteuert.

Weiterführende Überlegungen, wie denn Wissenschaftsjournalismus neu und eigenständig organisiert werden kann, werden im Rahmen der professionellen Diskurse so gut wie nicht angestellt. Vorschläge zur Lösung des strukturellen Problems Wissenschaftsjournalismus sind kaum zu finden. Die Frage, wie klein kann das spezialisierte Wissensgebiet überhaupt sein - unter verlegerischen Kosten-Nutzen-Erwägungen, unter journalistischen Erwägungen zur umfassenden

---

<sup>50</sup> Horst Pöttker, Einführung in das Thema Umwelt- und Wissenschaftsjournalismus, medium 1/1990, 22.



und verlässlichen "Abdeckung" des "Spektrums" aller Wissenschaften zum Beispiel -, um noch finanzierbar zu sein, findet sich nirgends. Stephan Ruß-Mohl hat darauf hingewiesen, dass beispielsweise eine Vielzahl spezialisierter Freier Wissenschaftsjournalisten/innen mit hoher wissenschaftlicher und journalistischer Kompetenz "ihre wissenschaftlichen Gärtlein" pflegen und für viele Redaktionen berichten könnten. Dazu müssten in den Redaktionen selbstverständlich die entsprechenden finanziellen Mittel bereitgestellt werden. Die Frau, der Mann in der (Wissenschafts-) Redaktion würden nur noch spezifische Kompetenzen "draussen" organisieren und die "Seiten machen". Es müsste aber auch eine Art "Börse" - zum Beispiel virtuell - organisiert werden, wo die spezifischen Kompetenzen der Wissenschaftsjournalisten/innen angeboten und nachgefragt werden können. Kritisch kann eingewandt werden, dass so zwar die Akkuratessse der Berichterstattung gesteigert, hingegen Vielfalt der Darstellung und Vielfalt der Ansichten zu einem Thema verringert werden, denn Wissenschaftsjournalisten/innen bauten in diesem Sinne Themen-Monopole auf.

Zu Fragen der neuen Organisation des Wissenschaftsjournalismus - anders formuliert zu Fragen einer neuen Organisation von spezifischen Kompetenzen im Journalismus hat Walter Hömberg Vorschläge gemacht: das Kooperationsmodell für just in time zu organisierende fachliche Kompetenz; Projektredaktionen zu ressortübergreifenden und quer zur Tagesordnung liegenden Themen; Rotationen, also sozusagen institutionalisierte "Schnupperlehren" in anderen Ressorts. Die Vorschläge von Walter Hömberg bleiben immer redaktionsintern. Sie setzen - selbstverständlich - das Vorhandensein entsprechender Ressourcen und entsprechende Größenordnungen von Redaktionen voraus. Dort, wo diese Voraussetzungen nicht gegeben sind, bleiben die Antworten - zumindest vorläufig - aus.

**Die Art und Weise der Diskussion.** Im Rahmen des professionellen Diskurses werden kaum "sowohl-als-auch"-Positionen formuliert. Immer wieder werden Entscheidungen gefordert: "entweder-oder". Wissenschaftsberichterstattung kann in diesem Sinne nicht gleichzeitig informativ und auch unterhaltsam oder gar witzig sein. Gefordert ist entweder diese oder jene Art der Berichterstattung. Dass an Wissenschaftsberichterstattung unterschiedliche Anforderungen und Erwartungen gerichtet werden können unter unterschiedlichen Umständen von Ort und Zeit wird kaum beachtet. Pragmatische Überlegungen werden so gut wie nicht angestellt. "Akkuratesse" der Berichterstattung ist zum Beispiel ein Kriterium, das immer zu 100% erfüllt sein muss. Eine Überlegung, dass etwas im Kern akkurat dargestellt sein muss, aber ansonsten - zum Beispiel um der leichten Verständlichkeit willen - am Rand "unscharf" dargestellt werden kann, wird kaum angestellt. Wissenschaftsberichterstattung ist entweder "gemeinwohlorientiert" oder sie "verkauft" nicht. Wissenschaftsberichterstattung ist entweder inhaltlich brilliant oder kommerziell erfolgreich. Ist sie nicht aktuell, dann ist sie nicht journalistisch. Ist sie aber journalistisch, dann hat Wis-

---

senschaftsberichterstattung sozusagen die wissenschaftliche Unschuld verloren. Das "Entweder-oder" der Berichterstattung zeigt sich auch bei den wenigen "praktischen Handreichungen" für die Berichterstattung: Im Rahmen der Titelgeschichte "Gen-Manipulation" werden elf "Recherche-Adressen: Gentechnik" "pro" und sieben "contra Gentechnik" geboten.<sup>51</sup>

#### 4. Publizistikwissenschaftliche Diskurse über Probleme des Wissenschaftsjournalismus

**Ergebnisse publizistikwissenschaftlicher Forschung.** Vor dem Hintergrund verschiedener publizistikwissenschaftlicher Meta-Analysen zur Berichterstattung der publizistischen Medien über Wissenschaft, Forschung, Technologien, über die natürliche und zivilisatorische Umwelt können einige charakteristische Züge skizziert werden.

Journalismus konstruiert ein eigenes Universum, die Medien-Realität. Die journalistische Berichterstattung über Wissenschaft, Forschung, Technologien und Umwelt spiegelt nur teilweise wissenschaftliche Konstruktionen von Wissenschaft, Forschung, Technologien und Umwelt. Die journalistische Konstruktion hält sich an diskrete Ereignisse. Diese beschreibt sie anhand verknappter Fakten und einfacher Symbole zum je gegenwärtigen Zeitpunkt. Bemüht um Authentizität werden Verantwortliche vor Ort und die sonst und allgemein Verantwortlichen zitiert. Der Akt der Berichterstattung folgt gewissen Eigenheiten des Mediums und auch bestimmten Regeln der medialen Inszenierung. Insgesamt ist die journalistische Berichterstattung sachlich zutreffend, ausgewogen, ruhig, nicht sensationslüstern und dramatisierend.<sup>52</sup> Sharon Dunwoody und Hans Peter Peters argumentierten: "1. Das von Massenmedien gezeichnete Risiko-Bild entsteht nicht durch die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse, wie es viele Medienkritiker implizit oder explizit erwarten. Die Expertensicht ist bestenfalls eine Perspektive, die unter anderen in der Berichterstattung thematisiert wird. Massenmedien bilden daher kaum die (durch Experten ermittelte) "Risikowirklichkeit" ab, sondern in erster Linie die soziale Wirklichkeit des politischen Prozesses. Risikoprobleme werden primär als gesellschaftliche Interessenkonflikte und nicht als wissenschaftlich-technische Aufgabenstellung aufgefasst. 2. Journalisten agieren im Rahmen professioneller Normen und Frames, die ihren individuellen Entscheidungsspielraum stark einschränken. Die dargelegten Merkmale der Risikoberichterstattung lassen sich deshalb nicht in erster Linie mit persönlichen Präferenzen (oder persönlichem Fehlverhalten) der Journalisten

<sup>51</sup> Christine Polke: Gen-Manipulation, in: Journalist 8/1994, 13.

<sup>52</sup> Vgl. dazu: Anders Hansen: The Media and the Social Construction of the Environment, in: Media, Culture and Society 13 (1991) 4, 443-458; Sharon Dunwoody, Hans Peter Peters: Massenmedien und Risikowahrnehmung, in: Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung, Reihe Gesellschaft und Unsicherheit Bd. 2, Bayerische Rück (Hrsg.), München 1993, 317-341; Michael Schanne: Bausteine zu einer Theorie der "Risikokommunikation" in publizistischen Medien, in: Werner A. Meier, Michael Schanne (Hrsg.): Gesellschaftliche Risiken in den Medien. Zur Rolle des Journalismus bei der Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken, Zürich 1996, 207-226.

erklären, sondern müssen zu einem wesentlichen Teil auf professionelle und organisatorische Faktoren zurückgeführt werden. 3. Massenmedien sind keine weitgehend autonomen Akteure, die aus sich heraus bestimmte Risikodarstellungen entwerfen und in der Bevölkerung durch ihr Wirkungspotential durchsetzen. Sie beeinflussen nicht nur, sondern werden auch selbst beeinflusst. Massenmedien sind in mehrfacher Weise von Randbedingungen abhängig, wie dem Informationsangebot (und den Public-Relations-Strategien) ihrer Quellen sowie den (sich in Kauf- oder Senderwahlentscheidungen ausdrückenden) Präferenzen ihrer Leser, Zuschauer oder Zuhörer. Soziale Akteure, Öffentlichkeit und Massenmedien bilden ein rückgekoppeltes System, in dem es keine erste Ursache gibt. Die Merkmale der Risikoberichterstattung ergeben sich als Konsequenz der informationsverarbeitenden Eigenschaften dieses gesamten Systems und nicht der Medien allein. 4. Bei Risikoproblemen, von denen Personen annehmen, dass sie sie direkt betreffen, werden neben Massenmedien in der Regel auch andere Informationskanäle benutzt. Soweit deutliche Effekte von Risikoinformationen überhaupt auftreten, sind diese in aller Regel nicht allein durch Massenmedien bewirkt. Personen bilden sich eine Meinung über ein Risiko allein aufgrund der Medienberichterstattung nur dann, wenn sie das Risiko für sich persönlich als wenig relevant einschätzen oder andere Informationsquellen nicht erreichbar sind."<sup>53</sup>

**Rahmenbedingungen zukünftiger Forschungen zum Wissenschaftsjournalismus.** Die publizistikwissenschaftliche Kritik konzentrierte sich bisher fast ausschliesslich auf die Selektionsfunktion von Journalismus. Der Hauptvorwurf ist erstaunlich banal: Journalismus wähle nach eigenen Kriterien aus. Begründungen, welche anderen Kriterien allenfalls anzuwenden seien, finden sich nur in vereinzelt Arbeiten. Guter und vor allem praktischer Rat für "wissenschaftsbezogene" Arbeitsweisen wird nur selten entwickelt.

Insgesamt unterscheidet sich Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien in grundsätzlichen Auswahl-, Inszenierungs- und Bearbeitungsmustern nur bedingt von anderen journalistischen Gegenständen und Themen. Und entsprechend weist Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien in manchem internationalisierte und homogene Züge aus, zumindest soweit das traditionelle Modell angelsächsischen Journalismus noch normierende Kraft in der journalistischen Profession zu entfalten vermag. Gleichwohl, und auch darin bildet Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien keine Ausnahme, zeigt sich, dass "Kontext" strukturierende Wirkung für die journalistische Berichterstattung entfaltet. Gentechnologische und fortpflanzungsmedizinische Tatbestände werden beispielsweise in den Medien der verschiedenen Sprach- und Kulturräume der Schweiz in unterschiedlicher Weise thematisiert und dargestellt. Die Berichterstattung über das Ereignis von Tschernobyl war in den verschiedenen staatlichen und gesellschaftlichen Kontexten in je anderer Weise ausgeprägt. Mit anderen Worten: Zukünftige

---

<sup>53</sup> Sharon Dunwoody, Hans Peter Peters: Massenmedien und Risikowahrnehmung, in: Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung, Reihe Gesellschaft und Unsicherheit Bd. 2, Bayerische Rück (Hrsg.), München 1993, 335f.

medien- oder publizistikwissenschaftliche Wissenschaftsjournalismus- und Wissenschaftskommunikationsforschung wird dem Aspekt des interkontextuellen Vergleichs eine viel grössere Beachtung schenken müssen, als dies bis anhin der Fall gewesen ist. Allerdings bedürfen in einem solchen Rahmen sowohl die "Kontexte", als auch die in und zwischen ihnen ablaufenden öffentlichen Informations- und Kommunikationsvorgänge einer genauen Bestimmung und Abklärung.

Drei wesentliche Begleitumstände müssen im Rahmen zukünftiger Diskurse zur Kenntnis genommen werden: (1) Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien ist nur eine unter vielen Erscheinungsformen von Wissenschaftskommunikation überhaupt; und je nach Standpunkt und Perspektive auch gar nicht die wichtigste.

(2) Die Erwartungen an die Leistungen der publizistischen Medien sind unterschiedliche. Die verschiedenen Vorgaben an die Wissenschaftsberichterstattung, zum Beispiel "Warnung", "Alarmierung", "Verhaltenssteuerung", "Vermittlung von Einsicht in Notwendigkeiten", "Sensibilisierung", "Nicht-Verunsicherung", "Aufklärung", "Wissenserwerb", "Förderung der Kompetenz zur Beurteilung", "Ermöglichung der Teilhabe am wissenschaftlich technischen Fortschritt", "aktive Teilnahme an den Entscheiden über die Etablierung von bestimmten Hochtechnologien", sind in einzelnen Fälle widersprüchlich, in anderen Fällen schlicht unvereinbar. Die so angelegten Spannungen werden vermehrt und gesteigert durch unterschiedliche gesellschaftliche Standorte und damit gegebene Perspektiven, durch unterschiedliche individuelle und durch unterschiedliche organisationelle Interessen, durch unterschiedliches Wissen, durch unterschiedliche Einstellungen und durch unterschiedliche Verhaltensweisen, deren Ausdrucksformen im öffentlichen oder privaten Rahmen erst recht voneinander abweichen können, durch unterschiedliche zeitliche Vorstellungen darüber, wann bestimmte Vorgaben realisiert werden sollen, und damit auch durch unterschiedliche "Investitions-Perspektiven". Mit anderen Worten: Die Erwartungen an die wissenschaftsbezogenen Leistungen der publizistischen Medien werden weiterhin widersprüchlich bis unvereinbar ausfallen.

(3) Schliesslich muss die Ultra-Stabilität redaktioneller und journalistischer Handlungsweisen gewärtigt werden. Immerhin ist festzustellen, dass Redaktionen jedes Mal neu von dem "gleichen" wissenschaftlich technischen Störfall gerade auch in der nächsten Umwelt überrascht werden. Regeln des guten journalistischen Verhaltens werden unverändert von einer Journalisten/innen-Generation an die nächste tradiert. Reformprogramme, zum Beispiel die verschiedenen Ansätze die sich unter dem gemeinsamen Begriffsdach "New Journalism" einordneten, blieben Episode. Bewegungen in den journalistischen Programmen werden - wenn überhaupt - auf wirtschaftlichen und politischen Druck veranlasst. Die verstärkte Anbindung an die Märkte der Anzeigen und Publika bis hin zur Einrichtung "kaufmännischer Redaktionen" oder auch dem Anbieten neuer redaktionell gestalteter Werbeformen machte in der jüngsten Vergangenheit manche Redaktion beweglicher, als sie bis anhin zu sein glaubte. Medienwissenschaftlich inspirierte Reformprogramme können demgegenüber nur auf die individuelle und bes-

sere Einsicht der Journalistinnen und Journalisten bauen. Immerhin: Die vermehrten und gesteigerten Ausbildungsanstrengungen im Journalismus zielen - neben allen "handwerklichen" Angeboten - auf das Nachdenken über das journalistische Tun und arbeiten so einer Einrichtung neuer und überlegter Selbststeuerungsprogramme des Journalismus vor.

In eigener Weise trägt neuerdings Matthias Kohring<sup>54</sup> zu dieser Diskussion bei. Er konstatiert, dass der Verzicht, Journalismus - Wissenschaftsjournalismus eingeschlossen - theoretisch autonom zu setzen, um journalistisches Handeln aus dem Bemühen um Systemautonomie zu erklären, den „zentralen Mangel“ aller Arbeiten darstellt, die er einem „Paradigma Wissenschaftsjournalismus“ zuordnet. Im Rahmen einer herkömmlichen Literaturbeschreibung und -bearbeitung führt Matthias Kohring den Mangel schon auf Arbeiten der Gründerväter Paul Stoklossa (1910), Paul Cattani (1913) und Otto Groth (1915) zurück. Die fremdbestimmte „Zweckprogrammierung“ von Wissenschaftsjournalismus stellt diesen in den Dienst des wissenschaftlich technischen Fortschritts, unabhängig davon ob das Programm Popularisierung (Otto Groth), Volksaufklärung (Paul Cattani), Erziehung (Paul Stoklossa) oder - gegenwärtiger und aktuell - Information, Bildung, Aufklärung oder Akzeptanz heisst. Matthias Kohring weist auch auf das Problem hin, dass von Anfang an begründete Regeln, warum und anhand welcher Kennziffern Wissenschaftsberichterstattung als defizitär einzustufen sei, fehlten. Der Versuch des Autors geht nun dahin, autonomen Handlungsspielraum für „Öffentlichkeit“ zu gewinnen, wobei die Funktion der Öffentlichkeit in der Hervorbringung von und in Mitteilungen über Beobachtungen der wechselseitigen Abhängigkeits- und Ergänzungsverhältnisse einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft besteht. Wesentlich ist die Beobachtung von Ereignissen, die Wirkungen in den verschiedensten Systemen der Gesellschaft zeitigen. Diesen Ereignissen eignet „Mehrsystemzugehörigkeit“. Das System „Öffentlichkeit“ leistet also die Selbstbeobachtung und Beschreibung des Systems Gesellschaft anhand einer bestimmten Kategorie von Ereignissen. Öffentliche Kommunikation stellt Themen her und bereit, an die in mehreren und verschiedensten Systemen der Gesellschaft kommunikativ angeschlossen werden kann. Die öffentliche Kommunikation wird vom Journalismus getragen, bzw. Journalismus übt die „Leistungsrolle“ für die öffentliche Kommunikation aus. Damit, so argumentiert Matthias Kohring, sei einerseits die journalistische Präferenz für Neues erklärt. Neuigkeiten garantieren vielfach und vielfältig Anschlusskommunikation. Andererseits sei die journalistische Präferenz für die Auswahl von Ereignissen erklärt, die etablierten Erwartungen zuwiderlaufen. Denn die journalistische Relevanz von Ereignissen kann anhand ihrer „Irritationskraft“ für die Gesellschaft beurteilt werden. Beide - Neuigkeit und Relevanz - machen ein Ereignis zu einem öffentlichen Ereignis und damit journalismusfähig. An diesem Punkt schliesst Matthias Kohring wohl wieder an die Bestimmung an, nach der Journalismus, Wissenschaftsjournalismus ein eigenes Universum, Medienrealität, konstruiert.

---

<sup>54</sup> Matthias Kohring: Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Diss., Universität Münster, 1995.

**Ein Reformprogramm für die Wissenschaftsberichterstattung?** Die Frage bleibt also, zu was eine Theorie des Wissenschaftsjournalismus beitragen, und wem sie von Nutzen sein soll? Wem also nützte ein Reformprogramm bezüglich Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien? Die bündige Antwort soll lauten: der Öffentlichkeit. Im Rahmen einer demokratietheoretischen Betrachtungsweise sind damit selbstverständlich auch Nutzen für die Gesellschaft und den Journalismus selbst impliziert.

Eine Gesellschaft muss sich fragen, welche Informationsmittel ihr zur Verfügung stehen, um die Mitglieder über komplexe wissenschaftlich technische Sachverhalte in korrekter und gehaltvoller, in angemessener und verständlicher Weise in Kenntnis zu setzen. Gesellschaft bedarf einer Institution, die informativ und kommunikativ dazu beiträgt, das Überleben des Ganzen zu sichern. Diese Institution müsste - erhebliche - Tatbestände thematisieren, müsste empirisch evidentes, gesichertes Wissen zur Erkenntnis und zur Beurteilung der Tatbestände bereitstellen, müsste die widerstreitenden Interessen und die Akteure benennen, müsste auf Ansätze von Problemlösungen hinweisen, die Frage aufwerfen, ob denn die angemessenen Problemlösungspotentiale überhaupt vorhanden sind, müsste darüber nachdenken, ob Kosten und Nutzen einigermaßen gerecht verteilt sind, und müsste schliesslich die Realisierung der gewünschten Lösungen immer wieder einfordern.

Für den Moment spielt es keine Rolle, ob diese Institution "öffentliche Diskussion" oder "Wissenschaftsjournalismus" oder wie auch immer genannt werden soll. Ebenso muss im Moment die Frage nicht beantwortet werden, ob "öffentliche Diskussion" oder "Wissenschaftsjournalismus" - zumindest in der herkömmlichen Form - eine solche Rolle auch tatsächlich spielen könnten.

Die hier entwickelte Rolle gewinnt zusätzlich Relevanz, wenn auf weitere empirische Evidenzen verwiesen wird. Nutzen- und Gefahrenpotentiale der wissenschaftlich technischen Zivilisation werden im üblichen politischen Entscheidungsprozess oft nur unter hier und jetzt entfaltetem politischen Druck, in kurzfristiger Perspektive und unter den im Augenblick gegebenen Möglichkeiten thematisiert und allenfalls zur Behandlung zugelassen. Das gegebene "Parallelogramm der politischen Kräfte", das aktuelle Vermögen, politische Ressourcen zu mobilisieren sind für die Thematisierung und die Behandlung des Problems von grösserer Bedeutung. Auch nicht von der Hand zu weisen ist, dass die Probleme - ungeachtet der tatsächlichen Entwicklung und der damit verbundenen Konsequenzen - oft erst dann zur Behandlung zugelassen werden, wenn die Gesellschaft über die Ressourcen zur Problemlösung verfügt. Mit anderen Worten: Gesellschaften verfügen nur bedingt über - politische, also für Entscheidungen zuständige - Institutionen, die zukünftige Entwicklungen vorausschauend, analysierend und planend vorwegnehmen.

Auf einen zweiten Zusammenhang ist hinzuweisen. Wissenschaft genoss als Sachwalterin der Wahrheit und optimaler Problemlösungen einst Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Die Problemlösungen galten als vernünftig begründet, methodisch optimiert, allgemeinen und nicht partikularen Interessen verpflichtet. Insbesondere in den öffentlichen Auseinandersetzungen um Grosstech-

nologien aber erfahren die Bürger/innen, dass auch "wissenschaftliche" Konstruktionen - nur - auf blossen Annahmen und Vermutungen beruhen, sich als Reissbrett-Entwürfe von Wirklichkeit entpuppen, mitunter partikularen Interessen gänzlich verpflichtet sind. Die Situation ist dann dadurch gekennzeichnet, dass ein gemeinsamer, verbindlicher und anhand vergleichbarer Erfahrungen als gesichert erklärter Wissensfundus fehlt. Und ebenso gibt es kaum Vorstellungen davon, wie über die Situation zu diskutieren und zu befinden ist. Öffentlich wird nur bedingt über konstruktive Lösungen diskutiert. Auch diese Vorgänge des Kennenlernens, des sozialen Lernens und der Vertrauensbildung werden von zukünftigen Formen des Wissenschaftsjournalismus mitinitiiert und mitgetragen werden müssen.

**Reformprogramm: "wissenschaftsbezogene Arbeitsweisen".** Journalistische Berichterstattung beschränkte sich lange Zeit auf die korrekte Wiedergabe der Information unter Nennung von Personen, Ort, Zeit und allenfalls gewissen Umständen. "Wissenschaftsbezogene Arbeitsweisen" bezeichnet ein Programm, das auf Durchschaubarkeit der journalistischen Produktion und auf die Produktion von Nutzen für die Rezipientinnen und Rezipienten zielt.

Besser durchschaubar wird die journalistische Produktion dann, wenn zumindest zwei Fragen beantwortet werden: Welche Informationen geben den Ausschlag, dass dieses Thema zum Thema gemacht wird? Warum ist das Thema für Journalisten/innen und Redaktion so interessant, dass es zum Thema gemacht wird? Wieviele andere und journalistische Stellen bearbeiteten schon die Information und welche Veränderungen wurden vorgenommen?

Der Nutzen für die Rezipienten/innen wird dann erhöht, wenn Quellen und Materialien zum Eigenstudium präzise benannt sind; auch, wenn die Journalisten/innen neue und nachvollziehbare sekundäranalytische Zugänge zu Datenquellen eröffnen. "Wissenschaftsbezogene Arbeitsweisen" helfen den Journalisten/innen das "Endgültige" der üblichen Darstellungen zu vermeiden. Die Darstellung wird historisch bewusster, sie wird sich der Entwicklungen bewusster und vor allem ist sie daran orientiert, den Rezipienten/innen Möglichkeiten zu einem eigenen Zugang zu den Problemen und Tatbeständen zu vermitteln. Schliesslich werden auch die journalistischen Übersetzungsleistungen in einem solchen Kontext anspruchsvoller gestaltet werden müssen.<sup>55</sup>

Die Frage kann gestellt werden, ob Wissenschaftsjournalismus das Geforderte überhaupt leisten kann, bzw. in Praxis umzusetzen in der Lage ist. Medienunternehmen und Redaktionen haben sicherlich unterschiedliche Grade der Entscheidungsfreiheit, einzelne Elemente einer anderen und neuen publizistischen Wissenschaftsberichterstattung einzurichten. Andererseits ist auch daran zu erinnern, dass Medienunternehmen und Redaktionen die Freiheit, im gesellschaftlichen

---

<sup>55</sup> Renate Bader: Overcoming False Beliefs - Possible Strategies for Improving Environmental Risk Literacy, Paper presented at Ecoinforma '92, Session 22 "Environmental Risk Literacy", Bayreuth, September 1992; Susanne Femers, Helmut Jungermann: Risikoindikatoren. Eine Systematisierung und Diskussion von Risikomassen und Risikovergleichen, Arbeiten zur Risiko-Kommunikation Heft 21, Programmgruppe Mensch, Umwelt, Technik (MUT) der KFA Jülich GmbH, Jülich 1991; Katherine E. Rowan: How To Explain Complex Causes and Relationships: Conceptual Tools for Diagnosing and Solving Readers' Likely Difficulties Comprehending Scientific Ideas, Paper presented at the 4th Robert Bosch Colloquium on Risk Communication and Science Reporting, June 18-20, 1992, Berlin, Germany.

Auftrag öffentlich thematisieren zu dürfen, was sie nur thematisieren wollen, eben auch mit angemessenen Mitteln zu realisieren haben.

Eine grundsätzliche Diskussion um wissenschaftsjournalistische Konzepte und Konzeptionen der Zukunft findet gegenwärtig allerdings nicht statt. Die Frage bleibt unbeantwortet, ob es gelingt, wissenschaftsjournalistische Stil- und Darstellungsformen, aber auch Informationsbeschaffungs- und -verarbeitungstechniken zu entwickeln, die sowohl dem Prinzip der "Aktualität", den begrenzten täglichen Vorräten an Zeitungsseiten und Sendezeit, der Komplexität der Situation als auch den anforderungsreichen Bedingungen gerecht werden. Dies sind die unabdingbaren Voraussetzungen einer Berichterstattung, die den Individuen - tendenziell - ermöglicht, sich in die Lage zu versetzen, das wissenschaftlich technische Universum - auch mit seinen Risiken - denkend durchdringen zu können.



## 5. Zusammenfassung

### Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus

Für deutsche Mediennutzer/innen sollte die journalistische Berichterstattung über medizinische, technische und naturwissenschaftliche Themen erweitert und verbessert werden. Eine grössere Zahl besser ausgebildeter Wissenschaftsjournalisten/innen sollte Quantität und Qualität der Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien stimulieren. Gespräche mit Verantwortlichen in den Redaktionen und Medienunternehmen sollten stützende und fördernde Massnahmen vor Ort veranlassen. Wissenschaftsjournalisten/innen sollten sich mittels Lehrbüchern und universitären Angeboten aus- und weiterbilden können. Wissenschaftsjournalistische Praxis sollte mittels Auslandsstipendien, durch die Teilnahme an Fortbildungsseminaren und im Rahmen direkter Begegnungen mit Wissenschaftler/innen gefördert werden.

Da journalistische Beiträge in publizistischen Medien die wichtigsten Informationsquellen der Bürger/innen zu den Themen Wissenschaft, Forschung und Technologien sind, sollte sich ein dermassen erweitertes und verbessertes wissenschaftsjournalistisches Angebot - positiv - auf die Einstellungen der Bürger/innen auswirken.

### Drei Studien, um Wirkungen des Förderprogramms zu prüfen

Bestimmt wurde, Wirkungen des Förderprogramms in drei grösseren sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zu prüfen; mittels einer Befragung der Stipendiaten/innen - Wissenschaftsjournalisten/innen - des Förderprogramms; mittels einer Befragung von Experten/innen des Wissenschaftsjournalismus und der Wissenschaftskommunikation; mittels einer Inhaltsanalyse der Wissenschaftsberichterstattung ausgewählter Tageszeitungen in alten und neuen Bundesländern. Dazu wurde u.a. eine „Bibliographie Wissenschaftsjournalismus“ ergänzt.

Zur zweckmässigen Gestaltung der Untersuchungen wurde das dominierende Wirkungsmodell und sein Wandel, die wissenschaftsjournalistische Ausgangslage gemäss den Darstellungen in professionellen und publizistikwissenschaftlichen Diskursen beschrieben.

### Während der Laufzeit des Förderprogramms: Ein grundlegender Wandel des Modells der Wirkungen von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation

Grundsätzlich ist das Wissen zu Wirkungen des Wissenschaftsjournalismus und der Wissenschaftskommunikation bescheiden. Auf einem hohen Abstraktionsgrad kann formuliert werden, dass eine Vielzahl von individuellen Faktoren, situativen und soziostrukturellen Bedingungen komplex zusammenwirken. Weit weniger komplex präsentierte sich allerdings das einseitig und linear ausgerichtete Modell des Wissenstransfers von „oben“ nach „unten“, das zu Beginn der Laufzeit des Förderprogramms und zum Teil noch anhaltend das wissenschaftliche Denken und Meinen dominierte. Bestimmte Allerweltsweisheiten über Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus hatten sich in diesem Mainstream-Modell zu Glaubenssätzen verselb-

ständig. Gesellschaftliche „Kommunikation“ war nach diesem Modell dazu bestimmt, im Rahmen von absolut kontrollierbaren und zu kontrollierenden Umweltbedingungen, von wissenschaftlichen Experten/innen als korrekt bezeichnete Informationen an ein empfangsbereites, aufmerksames und nicht widerspenstiges Publikum fehlerfrei zu vermitteln.

Allerdings fehlen wesentliche Voraussetzungen zur Realisierung des Modells. Es kann keine Widerspruchsfreiheit in den wissenschaftlichen Aussagen vorausgesetzt werden. Die Publika sind nicht immer empfangsbereit, oft unaufmerksam und in der Regel widerspenstig. Die Medienberichterstattung zum Thema ist keine einheitliche und widerspruchsfreie. Und auch andere Annahmen des Modells müssen heute revidiert werden. Während der Laufzeit des Förderprogramms zeichnete sich entsprechend ein grundlegender Wandel des Ansatzes, der Perspektive ab: Erst das aktive, informationsnachfragende und -suchende Individuum setzt Wirkungen in Gang. Unterschiedliche Individuen nutzen unterschiedliche - publizistische - Medien und Medienangebote unter bestimmten örtlichen, zeitlichen, situativen und soziostrukturellen Bedingungen für unterschiedliche Ziele mit unterschiedlichem Erfolg. Auch die für wertvollst gehaltene Information gewinnt für das Individuum nur dann Bedeutung, wenn die Information in irgendeiner Weise das Individuum betrifft. Die Information muss den Rezipienten in spezifischer Weise betreffen, darin liegt ihre Relevanz. Die Relevanz selbst variiert gemäss Kontext, Problem, Bedarf an Information, Art der Information, Art der Nachfrage, variiert nach Methoden und Möglichkeiten der Informationsbeschaffung, nach fremd- oder selbstbestimmter Dringlichkeit einer Problemlösung.

### **Am Ende der Laufzeit ein anderes Wirkungsmodell - neue Fragen an den Wissenschaftsjournalismus.**

Am Ende der Laufzeit des Förderprogramms steht ein anderes Wirkungsmodell von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation. Wissenschaftsjournalismus muss sich neuen Fragen stellen. Kann sich Wissenschaftsjournalismus an individuellen Informationssuchen und individuellen Informationsnachfragen orientieren? Bietet Wissenschaftsjournalismus die individuell gewünschte Qualität der Information? Können entsprechende Zuverlässigkeit, Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit garantiert werden? Ermöglichen die wissenschaftsjournalistischen Angebote ausreichende Spielräume und Anregungen, die den Nutzer/innen erlauben, sich selbst weiter helfen zu können? Oder entwickelt sich Wissenschaftsjournalismus zu einem vergleichsweise wenig beweglichen und kaum sensibilisierbaren Bezugssystem für bestimmte Minderheiten von traditionellen Nutzer/innen?

### **Die wissenschaftsjournalistische Ausgangslage im Rahmen professioneller Diskurse**

Im Rahmen einer systematisch angelegten Auswertung der Jahrgänge 1985 bis 1996 von Fachzeitschriften wie "Journalist. Das deutsche Medienmagazin", "Die Feder. Zeitschrift der IG Druck und Papier für Journalisten und Schriftsteller", "medium" und anderen Foren professioneller Diskurse - auch in Österreich und der Schweiz - zeigte sich, dass fast ausschliesslich die "gro-

ssen Katastrophen" und "grossen Auseinandersetzungen" Anlass für Thematisierungen von Problemen des Wissenschaftsjournalismus boten. Ausserhalb dieses thematischen Rahmens - beispielsweise der Berichterstattung zum "grössten Informations-Unfall Tschernobyl" oder der Berichterstattung von den Standorten für Kernenergieanlagen "Wyhl" und "Brokdorf" - gab es keine erkennbaren systematischen Anlässe, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Wissenschaftsjournalistische Themen wurden in den Fachmedien nur in wenigen Fällen zum Aufmacher gemacht oder als Hauptthema gesetzt. Probleme des Wissenschaftsjournalismus wurden im Rahmen der journalistisch professionellen Diskurse eher zufällig thematisiert. Mancher Beitrag war auch nicht besonders gut recherchiert. Der Kreis der Autoren/innen blieb beschränkt. Personen, die zum Beispiel auch in der publizistikwissenschaftlichen Diskussion oder als Wissenschaftsjournalisten/innen eine besondere Rolle spielten, waren auch hier präsent. Ab und an wurden Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen vorgestellt. In vielen Beiträgen wurde Wissenschaftsberichterstattung hart kritisiert. Konstruktive Vorschläge zur Verbesserung der Berichterstattung waren eher selten. Wissenschaftsjournalistische „Erfolgsgeschichten“ wurden nur selten vorgestellt.

Horst Pöttker formulierte 1990 - Medium, Heft 1 - gleichsam zusammenfassend: "Der Wissenschaftsjournalismus fristet, wo es ihn überhaupt gibt, ein Schattendasein als Ghetto-Ressort. In der Redaktionspraxis von Tageszeitungen und im Rundfunk sind Wissenschaftsjournalisten Aussenseiter: Gering an Zahl, oft in Ein-Personen-Ressorts isoliert, wirken sie wie anachronistische Relikte aus den vorindustriellen Anfängen der Presse. Mit dem heute längst dysfunktional gewordenen Prinzip der handwerklichen Sorgfalt haben sie auch den elitären Zug frühbürgerlicher Öffentlichkeit geerbt: Wie gross ist das Publikum wirklich, das die langen Riemen auf den Wissenschaftsseiten der seriösen Tagespresse aufmerksam liest, das den viertelstündigen Wortbeiträgen eines Wissenschaftsmagazins im öffentlich-rechtlichen Kulturprogramm konzentriert lauscht, die zu verdauen nicht einmal eine Zwischenmusik hilft, damit nichts von der in der Tat knapp bemessenen Sendezeit verschwendet werde?"

### **Die wissenschaftsjournalistische Ausgangslage im Rahmen publizistikwissenschaftlicher Diskurse**

Sharon Dunwoody und Hans Peter Peters argumentierten: "1. Das von Massenmedien gezeichnete Risiko-Bild entsteht nicht durch die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse, wie es viele Medienkritiker implizit oder explizit erwarten. Die Expertensicht ist bestenfalls eine Perspektive, die unter anderen in der Berichterstattung thematisiert wird. Massenmedien bilden daher kaum die (durch Experten ermittelte) "Risikowirklichkeit" ab, sondern in erster Linie die soziale Wirklichkeit des politischen Prozesses. Risikoprobleme werden primär als gesellschaftliche Interessenkonflikte und nicht als wissenschaftlich-technische Aufgabenstellung aufgefasst. 2. Journalisten agieren im Rahmen professioneller Normen und Frames, die ihren individuellen Entscheidungsspielraum stark einschränken. Die dargelegten Merkmale der Risikoberichterstattung

lassen sich deshalb nicht in erster Linie mit persönlichen Präferenzen (oder persönlichem Fehlverhalten) der Journalisten erklären, sondern müssen zu einem wesentlichen Teil auf professionelle und organisatorische Faktoren zurückgeführt werden. 3. Massenmedien sind keine weitgehend autonomen Akteure, die aus sich heraus bestimmte Risikodarstellungen entwerfen und in der Bevölkerung durch ihr Wirkungspotential durchsetzen. Sie beeinflussen nicht nur, sondern werden auch selbst beeinflusst. Massenmedien sind in mehrfacher Weise von Randbedingungen abhängig, wie dem Informationsangebot (und den Public-Relations-Strategien) ihrer Quellen sowie den (sich in Kauf- oder Senderwahlentscheidungen ausdrückenden) Präferenzen ihrer Leser, Zuschauer oder Zuhörer. Soziale Akteure, Öffentlichkeit und Massenmedien bilden ein rückgekoppeltes System, in dem es keine erste Ursache gibt. Die Merkmale der Risikoberichterstattung ergeben sich als Konsequenz der informationsverarbeitenden Eigenschaften dieses gesamten Systems und nicht der Medien allein. 4. Bei Risikoproblemen, von denen Personen annehmen, dass sie sie direkt betreffen, werden neben Massenmedien in der Regel auch andere Informationskanäle benutzt. Soweit deutliche Effekte von Risikoinformationen überhaupt auftreten, sind diese in aller Regel nicht allein durch Massenmedien bewirkt. Personen bilden sich eine Meinung über ein Risiko allein aufgrund der Medienberichterstattung nur dann, wenn sie das Risiko für sich persönlich als wenig relevant einschätzen oder andere Informationsquellen nicht erreichbar sind." <sup>56</sup>

Journalismus konstruiert also ein eigenes Universum, Medien-Realität. Die journalistische Berichterstattung über Wissenschaft, Forschung, Technologien und Umwelt spiegelt nur teilweise wissenschaftliche Konstruktionen von Wissenschaft, Forschung, Technologien und Umwelt. Die journalistische Konstruktion hält sich an diskrete Ereignisse. Diese beschreibt sie anhand verknüpfter Fakten und einfacher Symbole zum je gegenwärtigen Zeitpunkt. Bemüht um Authentizität werden Verantwortliche vor Ort und die sonst und allgemein Verantwortlichen zitiert. Der Akt der Berichterstattung folgt gewissen Eigenheiten des Mediums und auch bestimmten Regeln der medialen Inszenierung. Insgesamt ist die journalistische Berichterstattung sachlich zutreffend, ausgewogen, ruhig, nicht sensationslüstern und dramatisierend.

### **Die zukünftige Entwicklung?**

Schliesslich wurden erste Überlegungen zu zukünftigen Entwicklungen skizziert.

"Wissenschaftsbezogene Arbeitsweisen" bezeichnet ein Programm, das auf Durchschaubarkeit der journalistischen Produktion und auf die Produktion von Nutzen für die Rezipientinnen und Rezipienten zielt.

---

<sup>56</sup> Sharon Dunwoody, Hans Peter Peters: Massenmedien und Risikowahrnehmung, in: Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung, Reihe Gesellschaft und Unsicherheit Bd. 2, Bayerische Rück (Hrsg.), München 1993, 335f.

Besser durchschaubar wird die journalistische Produktion dann, wenn zumindest zwei Fragen beantwortet werden: Welche Informationen geben den Ausschlag, dass dieses Thema zum Thema gemacht wird? Warum ist das Thema für Journalisten/innen und Redaktion so interessant, dass es zum Thema gemacht wird? Wieviele andere und journalistische Stellen bearbeiteten schon die Information und welche Veränderungen wurden vorgenommen?

Der Nutzen für die Rezipienten/innen wird dann erhöht, wenn Quellen und Materialien zum Eigenstudium präzise benannt sind; auch, wenn die Journalisten/innen neue und nachvollziehbare sekundäranalytische Zugänge zu Datenquellen eröffnen. "Wissenschaftsbezogene Arbeitsweisen" helfen den Journalisten/innen das "Endgültige" der üblichen Darstellungen zu vermeiden. Die Darstellung wird historisch bewusster, vor allem ist sie daran orientiert, den Rezipienten/innen Möglichkeiten zu einem eigenen Zugang zu den Problemen und Tatbeständen zu vermitteln. Schliesslich werden auch die journalistischen Übersetzungsleistungen in einem solchen Kontext anspruchsvoller gestaltet werden müssen.

Die Frage kann gestellt werden, ob Wissenschaftsjournalismus das Geforderte überhaupt leisten kann, bzw. in Praxis umzusetzen in der Lage ist. Medienunternehmen und Redaktionen haben sicherlich unterschiedliche Grade der Entscheidungsfreiheit, einzelne Elemente einer anderen und neuen publizistischen Wissenschaftsberichterstattung einzurichten. Andererseits ist auch daran zu erinnern, dass Medienunternehmen und Redaktionen die Freiheit, im gesellschaftlichen Auftrag öffentlich thematisieren zu dürfen, was sie nur thematisieren wollen, eben auch mit angemessenen Mitteln zu realisieren haben.

Eine grundsätzliche Diskussion um wissenschaftsjournalistische Konzepte und Konzeptionen der Zukunft findet gegenwärtig allerdings kaum statt. Die Frage bleibt unbeantwortet, ob es gelingt, wissenschaftsjournalistische Stil- und Darstellungsformen, aber auch Informationsbeschaffungs- und -verarbeitungstechniken zu entwickeln, die sowohl dem Prinzip der "Aktualität", den begrenzten täglichen Vorräten an Zeitungsseiten und Sendezeit, der Komplexität der Situation als auch den anforderungsreichen Bedingungen gerecht werden. Dies sind die unabdingbaren Voraussetzungen einer Berichterstattung, die den Individuen - tendenziell - ermöglicht, sich in die Lage zu versetzen, das wissenschaftlich technische Universum - auch mit seinen Risiken - denkend durchdringen zu können.